Nr. 34. Jahrgang V. Berlin, 21. August 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00.
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die **„Wochenschrift“** erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der **„Jeschurun“** Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Der Chasen.

II.

Mit der Absetzung des Chasen und der Einsetzung des „Kantors“ hat die glorreiche Reformbewegung begonnen. Den Anstoß zu diesem Wechsel in Wesen und Dekoration gaben die Predigten und die Prediger. Während die Predigten in dem Gottesdienste der Gegenwart einen wichtigen Bestandteil bilden, den wir trotz aller schlechten Reden und Redner nicht missen möchten, waren sie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lediglich ein Anhängsel, vielleicht noch mehr eine Konzession, die man denen außerhalb der Synagogengemeinde gemacht hatte. Nicht für die Juden wurde die Predigt eingeführt, sondern für die Andersgläubigen, „damit wir gleichen den Völkern ringsher“; nicht für die Juden wurde gepredigt, die treu zu der Väter Sitte hielten, sondern für jene, die für ihr Verbleiben in Israels Bunde der Beschwichtigung bedurften, daß hüben ja nichts anders sei als drüben, nachdem bei uns aus der Schul ein „Tempel“, aus dem Gebet eine „Erbauung“ gemacht worden.

Im Geiste jener Zeit waren auch die Predigten jener Epoche gehalten. Sie bewegten sich, ohne Ausnahme fast, in dem breiten und darum flachen Gewässer des „Menschentums“. Sie waren nicht unjüdisch, weil es Juden gewesen die sie hielten; sie waren aber auch nicht jüdisch, obwohl sie von Juden verfaßt und vorgetragen wurden. Sollte nun keine Disharmonie entstehen, so mußte die Tonart der Liturgie der Stimmung der Kanzelrede angepaßt werden. Was hatte auch das am Vorbeterpulte in Tönen umgesetzte jüdische Weh neben der „menschentümlichen“ Weisheit auf der Kanzel zu suchen; wie durfte der undefinierbare spezifisch-jüdische Seufzer dem tönenden Hallelujah auf die „gesamte Menschheit“ folgen! Nein, der Ton der Synagoge sollte der „ganzen Welt“ geweiht sein — frei von persönlichem, frei von nationalem Individualismus! Und so wurde denn der „Chasen“ in die Rumpelkammer verwiesen, obwohl er mit seiner Gemeinde verwachsen war, und wurde an seine Stelle der „Kantor“ gesetzt, der sich noch heute, nach Jahrzehnten, in den Herzen seiner Hörer nicht einzubürgern vermocht hat. Der Erfolg dieses Versuches, dem jüdischen Baum ein fremdes Reis aufzupfropfen, war verblüffend: Die seither gefüllten Gotteshäuser entvölkerten sich, das israelitische Gemeindeleben verflüchtigte sich, die jüdische Zusammengehörigkeit lockerte sich immer mehr; zerstreut weidete die Herde Israels auf einer Flur, die nicht ihr eigen, und sie würde den Treffpunkt völlig verloren haben, wenn nicht die Peitsche Antisemitismus sie konsequent nach jenem Punkte gedrängt hätte.

Wir sind angelangt. Den Treffpunkt haben wir nach einigem Suchen gefunden; der Wunsch nach Wiedererlangung dessen, was als veraltet wir von uns geworfen, wird immer reger, wird immer lauter ausgesprochen. Unsere Predigten haben sämtlich einen jüdischen Anstrich bekommen. Mit Ausnahme der jungen Geistesarmen und der geistesarmen Jungen, die von dem leben, was in verflossenen Jahrzehnten geschaffen worden, und der älteren Reformfanatiker, die nicht Lust noch Fähigkeit haben, sich der Forderung der Zeit anzupassen, wird allüberall auf den Kanzeln Judentum gepredigt. Zu diesem altneuen Bilde gehört der altneue Rahmen; zu dem Prediger, der Jude auf der Kanzel, der Vorbeter, welcher Jude am Betpult ist. Die Philosophie des Unbewußten, der uns auf dem jüngsten Gemeindetage erzählte, daß man in der Synagoge sich nicht dürfe durch Kunstmittel stimmen lassen, macht auf

den Sachkundigen nicht den mindesten Eindruck. Wenn ich mit sorgenschwerem Haupte und gramerfülltem Herzen das Gotteshaus betrete, wenn eine zentnerschwere Last mich unwiderstehlich niederzieht, dann kann ich mich nicht „erheben“ ohne fremde Hilfe, ohne fremden Beistand. Steigt jedoch der Vortragende zu mir hernieder, berührt er die Saiten meines Herzens, bringt er zum Ausdruck, was mich erfüllt — dann ist der geistige Kontakt vorhanden, dann kann er den Gebeugten „erheben“, kann er ihn zu sich emporziehen. Das erwarten wir von dem Prediger, erwarten wir von dem Vorbeter. Das kann der Prediger, wenn er's kann, das kann der Vorbeter, wenn er's will. Freilich nicht der moderne „Kantor“, der den Weg zu unserem Herzen nicht zu finden vermochte, sondern der alte, mehr stimmungsvolle als stimmreiche Chasen. Und darum fordern wir laut und nachhaltig: Gebt uns unseren Chasen wieder!

Samson Raphael Hirsch.

Anläßlich der Wirren, welche in der letzten Zeit in der orthodoxen Separatgemeinde zu Frankfurt a. M. entstanden sind, trat auch die Erinnerung an Samson Raphael Hirsch, den ersten Rabbiner jener Gemeinde, in den Vordergrund. In dieser Zeitschrift sind neulich zwei Briefe abgedruckt worden, die uns ein interessantes Bild von den Vorgängen in Frankfurt bieten. Im ersten Brief ist auch mit einigen wenigen aber markanten Strichen eine Skizze von der Persönlichkeit des verewigten Hirsch gegeben worden, welche Skizze in der vorigen Nummer eine weitere Ergänzung erfahren hat. Leider muß ich jedoch sagen, daß die neuen Striche, welche da hinzugekommen sind, nicht geeignet erscheinen, das Konterfei richtig und dem Original ähnlicher zu machen.

S. R. Hirsch wird da im Grunde genommen, wenn auch nicht mit klaren Worten, als ein interessanter Sonderling, teilweise sogar als ein geistreicher Charlatan geschildert. Vor allem wird ihm Wissenschaftlichkeit, Objektivität und auch konsequentes Streben abgesprochen. Als Beweis für die Berechtigung eines solchen harten Urteils werden die Einzelheiten aus dem Leben und Wirken dieses eigenartigen Mannes angeführt, welche, wenn auch als wahr zugegeben, durchaus nicht genügen, S. R. Hirsch als das zu bezeichnen, wofür er in dem genannten Artikel gegeben wird. Rabbiner Hirsch gehört jedenfalls der jüdischen Geschichte an und wir müssen im Interesse der historischen Wahrheit bestrebt sein, ihm unparteiisch gerecht zu werden. Es wird mich gewiß kein Mensch in Verdacht halten, ein Parteigänger jener Richtung im Judentum zu sein, für die S. R. Hirsch gelebt und mit so vielem Eifer gewirkt hat. Nichtsdestoweniger mußte ich, als ich die Karrikatur Hirschs in der vorigen Nummer dieses Blattes zu Gesicht bekam, mit Voltaire ausrufen: „Et voilà comme on écrit l'histoire!“

Die hebräischen Etymologien, die Hirsch in seinem bekannten Pentateuch-Kommentar giebt, sind oft wissenschaftlich unhaltbar. Dies wird wohl jeder wissenschaftlich angelegte Mensch zugeben. Aber man muß demgegenüber bedenken, daß Hirschs Bedeutung nicht in seiner philologischen Thätigkeit zu suchen ist. Andererseits erscheint mir die Folgerung, welche aus jener Prämisse gezogen wird, ungerecht und lieblos. Hirsch habe keine andere orientalische Sprache verstanden, deshalb sein Bestreben, alles nur durch das Hebräische zu erklären. Du lieber Himmel! Wieviel moderne „Gelehrte“ haben wir, die nicht nur die andern mit dem Hebräischen verwandten Sprachen nicht verstehen, sondern auch nicht das Hebräische selbst, und nichtsdestoweniger mit der größten Seelenruhe sprachliche „Forschungen“ auf diesem Gebiete zum Besten geben. Auch Hirsch waren gewiß die Schriften von Gesenius, Ewald, Delitzsch u. s. w. zugänglich, um sich aus denselben Belege für Etymologien zu holen. Es war aber seine — sagen wir wissenschaftliche Schrulle, daß das Hebräische nur durch sich selbst erklärt werden dürfe. Dies paßte so sehr zu seinem ganzen System, daß wir es durchaus naturgemäß finden müssen. Im Uebrigen vertrat z. B. der geistvolle und scharfsinnige Forscher Luzzatto die Ansicht, das Hebräische sei wesentlich nur durch das Syrische und nicht durch das Arabische zu erklären; Friedrich Delitzsch kämpft in unseren Tagen für die wissenschaftliche Ansicht, man müsse für die Erklärung des Hebräischen in erster Reihe das Assyrische zu Rate ziehen. Dessenungeachtet wird niemand den Verdacht gegen jene Gelehrten aussprechen, sie verteidigten solche Meinungen, weil sie andere Sprachen nicht beherrschten.

S. R. Hirsch war der einzige Führer der konservativen Richtung im Judentum, der konsequent und zugleich wissenschaftlich für diese Sache eingetreten ist. Außerdem war er gedankenvoll wie irgend einer und durchaus originell. Letzter Umstand verdient am meisten gewürdigt zu werden. In Emden soll er das „Kol Nidre“ abgeschafft haben. That er dieses, so hat er damit gezeigt, daß er kein Knownothing-Orthodoxer war, sondern ein Mann von Wissen und Mut. Denn bekanntlich hat sich das „Kol Nidre“ in unserer Liturgie trotz der Ansichten der berühmten Theologen eingebürgert. Von den älteren Autoritäten waren es die Gaonäer R. Nachschon und R. Hai I., ferner R. Saadjah, die sich als Gegner jener vom Volke ausgegangenen Einrichtung gezeigt, und am entschiedensten der gefeierte Gaon R. Hai II., der dieses liturgische Stück mit allen Mitteln, wenn auch vergeblich, unterdrücken wollte. Wie bekannt hat auch S. R. Hirsch wegen dieser liturgischen Einrichtung, die, wie es nun scheint, ihm stets unsympathisch gewesen, in seinem Landesrabbineramt zu Mähren einen Konflikt mit seiner Gemeinde gehabt, der ihm schließlich das Amt verleidete. Der Mann ist sich also immer treu geblieben.

All die Einzelheiten, welche im genannten Artikel erwähnt werden, um den Nachweis zu liefern, daß S. R. Hirsch in seiner Orthodoxie inkonsequent gewesen, sind so geringfügig, daß sie nichts beweisen. Denn in diesem Sinne, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern, wäre ja keine Orthodoxie möglich. Auch in Polen kümmert sich heutzutage kein Mensch mehr um jene Bestimmungen. Daß Hirsch hingegen, auch nachdem die Gemeindeverwaltung zu Frankfurt den konservativen Elementen gewisse Garantien bieten wollte, auf seinem intransigenten Standpunkt beharrte, war von seiner Seite nur konsequent und durchaus folgerecht. Denn in der That sind es nicht die religiösen Institutionen, welche die konservative Ge-

meinde ausmachen, sondern der Ton, welcher in der Gemeindeverwaltung vorherrschend ist. Auch die Berliner Hauptgemeinde besitzt ja alle religiösen Institutionen einer orthodoxen Gemeinde und doch befriedigen diese keinen wirklich Orthodoxen, weil es bekannt ist, wie wenig ernst es der Gemeindeverwaltung mit jenen Einrichtungen ist. Ueberhaupt sehe ich gar nicht ein, daß die Schaffung von Separatgemeinden schädlich wäre, daß sie somit Hirsch zum Vorwurf gereiche. Im Gegenteil, Separatgemeinden in großen Städten sind notwendig, damit aus den Gemeinden kein lebloser Haufen Juden wird, wie es leider in Berlin der Fall ist. Was von Friede, Einigkeit und dergl. gefaselt wird, imponiert doch hoffentlich keinem denkfähigen Menschen. Denn schließlich sind die Juden nicht entzweit und leben nicht auf dem Kriegsfuße, weil sie im synagogalen und religiösen Leben auseinandergehen und einen gewissen Partikularismus pflegen. So wäre es z. B. sehr ersprießlich, wenn sich in Berlin die Reformgemeinde separieren würde; erst dann könnte sie ihre Aufgabe erfüllen. Aber ebenso ersprießlich wäre es, wenn auch die konservativen Elemente eine besondere Gemeinde bilden würden. Es ist gar nicht notwendig oder gar segensreich, daß ein Gemeindesekretär, oder sagen wir ein Justizrat hunderttausend Juden wie eine große Herde leitet; in diesem Fall ist die Gemeinde auch darnach: nämlich eine große Herde.

Die Bedeutung S. R. Hirschs besteht eben darin, daß er kein Herdenmensch gewesen, sondern ein Original und eine selbständige Natur. Er war der Antipode Holdheims und wie dieser gab er ebenfalls ein Landrabbinat auf, um in einer Separatgemeinde, freilich in entgegengesetzter Richtung, zu wirken. Bei Beiden war dies natürlich und logisch. Wie sollten solche eigenartige und selbständige Männer mit großen Gemeinden, mit einem großen Haufen fertig werden? Sie mußten kleine Gemeinden bilden, wo sich gewisse Ideen potenzierten. Würde heutzutage im Judentum eine ähnliche Erscheinung auftauchen, auch diese müßte sich zuerst eine kleine Gemeinde schaffen, um wirken zu können. Innerhalb eines engeren Kreises gleichgesinnter Männer konnte ein Hirsch wirken; im großen Haufen blieb er unverstanden.

Man muß immer Hirschs Schriften lesen, um die Welt von Gedanken zu bewundern, die er dem konservativen Judentum abzugewinnen wußte. Daß ihn Grätz den Mann der fortschreitenden Entwickelung nannte, macht nur Grätz Ehre, da er in diesem Falle einen richtigen Blick bewährte. In der That war Hirsch kein Schulchan Aruch-Orthodoxer, sondern ein Mann, der in seiner orthodoxen Anschauung den Schulchan Aruch im großen und ganzen mit in den Kauf zu nehmen verstand. Sonst aber war er fortschreitend in der Auffassung des Judentums gleich Geiger. Nur während sich letzterer nach vorwärts konzentrierte, bewegte sich Hirsch nach rückwärts. Er war kein verschimmelter Orthodoxer, der dort stehen bleibt, wo ihn der Zufall gestellt; er wollte vielmehr das rechtgläubige Judentum aus diesem selbst verjüngen, weshalb er auch die Uranfänge zu berücksichtigen bestrebt sein mußte. Hirsch war ein Reaktionär im edlen Sinne des Wortes; ein Protest gegen den ausdruckslosen Abklatsch eines Judentums, wie es sich heutzutage repräsentiert. Eine solche Reaktion ist jedenfalls heilsamer als unsere „Reform“, die ein sinnloses Nachplappern bedeutet und jeder Idee bar ist. Hirsch war ein Schüler von Bernays, dessen konservatives, den großen Massen unverständliches Judentum Heine so gewaltig imponiert hat, während ihm das phrasenreiche „orthographische“ Judentum so hohl und fade erschien. Nur hat es Bernays nicht vermocht, sein gedankenvolles Wesen mitzuteilen und sich verständlich zu machen, hingegen war es Hirsch gegeben, in Wort und Schrift nicht die Massen zu begeistern, sondern auf die qualifizierte Minorität zu wirken. Auch seine Gegner gewannen durch die Fülle von Anregungen, die in Hirschs Schriften zu finden sind, und zollten ihnen Bewunderung.

Unser Zeitalter ist das der Epigonen. Hüben wie drüben erblicken wir keine kraftvolle Erscheinung, keinen Mann von Enthusiasmus, beseelt vom Mut seiner Ueberzeugung. In beiden Lagern, bei unseren Orthodoxen wie bei unseren Liberalen und Reformern, finden wir nur jämmerliche Leisetreterei und Ladentisch-Politik, stets die Rücksicht auf das geschäftliche Gedeihen des Unternehmens, und deshalb ein rückgratloses sich krümmen und winden. An dieser Charakterlosigkeit krankt das Judentum, von ihr droht die meiste Gefahr. Und da sollen wir doch, soweit uns das eben geschilderte Treiben in der tiefsten Seele anwidert, das Andenken eines Mannes hochhalten, der in seinem ganzen Leben und Wirken stets nach dem Ganzen und vollen gestrebt hat, der sich günstig abhob von dem Heer der Figuranten und Taschenspieler!

Dr. S. Bernfeld.

Der jüdische Lehrer.

Ein Leiter in Versen.

In einer jüdischen Gemeinde
Mit vieler Last und wenigem Gewinn,
Bracht' einst ein Lehrer ohne Feinde
Sein mühevolles Leben hin.
Ihr staunt: „Ein Lehrer ohne Feinde
In einer jüdischen Gemeinde?
Wie ging das zu? Hat ihm ein Talisman
Den wundervollen Dienst gethan,
Verhindert, daß sie ihn befehden
Mit Kritteln und mit ungewaschnen Reden,
Sie, die dem Hirten folgen müßten,
Auch wenn sie wirklich — was nicht wahr —
In Hinsicht auf die Dienste am Altar
In manchen Punkten manches besser wüßten?“

Der Talisman der Tugend und der Treue,
Sein Wissen und sein Wandel hatten,
So oft sie sich erhoben, stets aufs Neue
Besieget durch ihr Licht die fabelhaften Schatten,
Die ihm mit häßlichen Gebärden
So häufig angedichtet werden.

Er lebte ein zufriednes Leben;
Sein Brot — es wußte zu bescheiden
Der Lehrer sich — es reichte eben,
Sechs Kinder, die ihm Gott gegeben,
Mit Not zu nähren und zu kleiden.

Die Gattin plagt sich spät und frühe,
Und trotz der größten Mühe
Bei ihren strengen Sorgen für das Haus
Führt sie noch fremde Dienste aus,
Die, ob sie ihnen auch nicht Leckerbissen gönnen,
Doch den Gebrauch des Tags ergänzen können.

So führen sie mit dürrem Streben
Wohl achtzehn Jahre lang ein kläglich Leben —
Wenn ich es darf ein „Leben" nennen —
Voll Müh' und Last, jedoch zufrieden,
Weil sie nicht mehr erreichen können,
Mit dem, was ihnen Gott beschieden.

Doch da gesellt sich zu der Last
Und Bürde, die sie keuchend tragen,
Auch noch ein böser, ungebetner Gast,
Der, um an ihrem Mark zu nagen,
Das höchste Gut, das sie erfreut
Und wenigstens noch Hoffnung beut,
Mit grimmer, räuberischer Wut erfaßt.
O, eine böse Krankheit wirbt
Um des geliebten Vaters Blut;
Er hat zu ernstem Kampf nicht Geld noch Mut,
Er wankt und legt sich hin und — stirbt.

Und nun beginnt der Wohlthat Segen
Für Witwen und für Waisen sich zu regen.
Nachdem der Vater in das Grab gesunken,
Erglimmt in mancher Brust des Mitleids Funken.
Doch solch' zerstreutes Streben kann doch sein
Ein Tropfen nur auf einem heißen Stein.

Was soll hier Wohlthat? Zwanzig Jahre
Hat unser Lehrer am Altare
Und in der Schule mit Erfolg und Segen
Auf dornumwachsenen Lebenswegen
In der Gemeinde seinen Dienst verrichtet.
Ihr Männer der Gemeinde, gebet Acht,
Daß nicht ein künftiges, edleres Jahrhundert
Sich über euch verächtlich wundert.
Und euch und eurer Sinne Nacht
Gebührend brandmarkt einst und richtet,
Weil euer Geist es nicht erkennen wollte,
Der Geist, den Egoismus unterjocht,
Daß euch zu dem, was Wohlthat nicht vermocht,
Die Pflicht mit scharfem Sporne treiben sollte.

Jawohl, die Pflicht! O, seht euch einmal um
Bei andern Völkern, wie es steht,
Ob nicht durch ihres Herzens Heiligtum
Ein Hauch der besseren Erkenntnis weht!
Kaum könnt ihr einen Staat bereisen,
Wo sie nicht durchgedrungen schon,
Wo man den Witwen und den Waisen,
Als ob es sich von selbst verstände,
Als eine pflichtgemäße Spende,
Gerechten Sinnes, noch nicht zahlt Pension.

Ermannt euch, Männer, und verschließt
Nicht euer Ohr dem eh'rnen Ruf der Zeit!
Und sorgt, daß eurem Herzen bald entsprießt
Die holde Blume der Gerechtigkeit!
Ein Meer von Duft wird lieblich ihr entsteigen,
Das euch ein schöner Dank umzieht;
Und wenn auch gar Jahrtausende sich neigen,
Wird man euch preisen noch im Lied.

Weh über euch, wenn ihr euch sperrt und weigert!
Des Zornes edle Gluten, noch gesteigert,
Gestalten sich zu giftig scharfem Lied,
Das hohnvoll alle Welt durchzieht,
Das machtvoll der Satire spitzen Stein
Wird schleudern gegen eure stumpfe Stirn,
So lange, bis zu herrlich hohem Sein
Aus eurem trägen, trotzigen Gehirn
Einst der erlösende Gedanke springt,
Der euren Lehrern, die in Not,
Und ihren Witwen auch nach ihrem Tod
Die Wohlthat als Gesetz entgegenbringt. — —

Vereinigt alle euch zu einem großen Bund!
Und laut und lauter fordre euer Mund
Ein Pensionsgesetz als einen Zoll
Der Dankbarkeit, der sich ergießen soll
In alle Fluren, wo Israeliten lehren,
Um als ein Lohn für ihr so nützlich Streben
Ihr allzu freudenloses Leben
Um ein'ge Freudenlose zu vermehren!
Die Forderung ist billig und gerecht,
Erheben darf sie selbst der jüngste Knecht.
Wenn Mut und Einigkeit und Energie
Beharrlich immerfort erheben sie,
So müssen selbst die höchsten Schranken weichen,
Die sich entgegentürmen jedem Neuen;
Ein ernstes Streben muß das Ziel erreichen,
Und Welt und Nachwelt wird es einst erfreuen.

Auf wildem, sturmgepeitschten Meer
Treibt euer Schiff noch hin und her;
Es winkt kein Hafen, keine Rast
Dem schwanken, sturmesmüden Mast. —
Dem Einen nicht behagt, wer wohlgefällt dem Andern,
Ein leicht Geschwätz wird bald zur ernsten That.
Kaum habt ihr euch gesetzt, so müßt ihr wieder wandern;
Beschlossen hats der hohe, weise Rat,
Daß dies und jenes ihr gefehlt in Amt und Leben
Und daß man euch darum den Laufpaß müsse geben.
So hin und her von Ort zu Ort getrieben
Zugvögeln gleich, euch keine Ruhe winkt,
Kein Stern in eure Nacht herniederblinkt,
Der sie zu schönem Tage wendet,
Bis ein Gesetz, das heut noch ungeschrieben,
Euch seinen Schutz, den ihr bedürfet, spendet.

Wird ein Beamter angestellt,
Muß die Regierung die Erlaubnis geben,
Und wenn man diese nicht erhält,
Nun denn! — so unterbleibt es eben.
Doch dummer Willkür ist gestattet,
So sie sich eint zu leichtem Bunde,
Jedweden und aus jedem Grunde —
Auch wenn kein Grund sich mit der Willkür gattet —
Zu treiben euch aus eurem warmen Haus
Ins frostige Exil hinaus,
Und die Regierung — — — schweigt sich aus.

Hier ist der Punkt, die Hebel anzusetzen
Mit ganzer Kraft, und eine Petition
Hat einer Klasse, schwach von Position,
Verholfen oft zu günstigern Gesetzen.
Kein Wankelmüt'ger darf gefährden
So schönen Plan durch ein bedächtig Säumen,
Und alle müssen, alle werden,
Gelangt der Stein nur erst ins Rollen,
Der Fortbewegung ihren Beifall zollen.
Ein jeder rüste und beginne
Der Energie erlahmtes Roß zu zäumen!
Und ob auch Donner euch entgegengrollt,
Es winkt anfeuernd euch die schöne Zinne
Der Burg, die ihr erobern wollt.

So könnt ihr völlig umgestalten
Das Leben, das euch grausam droht,
Die schönste Blüte wird entfalten
Sich herrlich aus der ärgsten Not,
Wenn die Regierung ihr dazu getrieben
Durch tausendfache Unterschrift,
In das Gesetz, das euch betrifft,
Den Paragraphen einzuschieben:
„Wird ein Beamter abgestellt,
Muß die Regierung die Erlaubnis geben;
Und wenn man diese nicht erhält,
Nun denn! — so unterbleibt es eben."

Zwei kräft'ge Freunde sind für alle Zeit
Als kühne Kämpfer eurem Streben
Von der Natur schon beigegeben: —
Die Not und die Gerechtigkeit.
Der Erste stählet eure eigne Kraft,
Der Zweite andre Hilfe euch verschafft.
Mit beiden ziehet froh ins Feld!
Wählt einen unter euch, der in dem Kampf euch führe!
Und kehrt nicht eher heim, als bis vor eurer Thüre
Der schöne goldne Siegeswagen hält!

Das Ziel ist groß und edlen Schweißes wert,
Doch endlich auch an sorglos heitrem Herd
Des Lebens frohe Stunden hinzubringen.
Und allen, die aus heißen Kampfesstunden,
Bedeckt mit Staub und edlen Wunden,
Vom Sieg gekrönt, dereinst zurückgekehrt,
Wird laut ein Heldenlied die Nachwelt singen,
Sie trägt auf hohem Flügel dann die Zeit
Hinauf zum Throne der Unsterblichkeit.

Crimmitzschau (Sachsen.)

Dr. med. Magnus Neumann.

Wiener Volksmänner.

* **Wien**, 15. August.

Der Wiener Antisemitismus, der bereits den größten Teil der Bevölkerung der Millionenstadt für seine Fahne eingefangen hat und jetzt durch seine Führer auch in Deutschland Eingang zu finden sucht,ist in seiner Eigenart echtes Wiener Gewächs und hat mit der ursprünglichen Form von Antisemitismus, dem germanischen Rassenbewußtsein, wenig oder gar nichts gemein. Der Antisemitismus als eigentliche Wiener Erscheinung gewann seine Wurzeln im Wiener Volke, als die Veteranenvereine und die unzähligen vorstädtischen Stammtisch- und Wirtshausgesellschaften, denen wesentlich der Stand der Kleinhandwerker zugehört, sich ihm zuwendeten. Diese Bewegung hat vornehmlich einen sozialwirtschaftlichen Charakter; sie wurzelt in dem Existenzkampf des Handwerks gegen den industriellen Großbetrieb, der sich doch keineswegs nur in jüdischen Händen befindet; sie kehrt sich im Grunde genommen gegen den Mehrbesitz und gegen den höheren Bildungsgrad überhaupt, ohne jedoch mit der Sozialdemokratie irgendwelche Gemeinschaft zu haben. Sie ist auch nicht klerikal in dem gewöhnlichen Sinne, obgleich sie ohne Zweifel dem Klerikalismus unbewußt wertvolle Dienste leistet.

Der ganze Entwicklungsgang der Bewegung wird durch die persönliche Entwicklung ihres meistgenannten und talentvollsten Führers Dr. Karl Lueger, am verständlichsten illustriert und es verlohnt sich gewiß, diesen Mann ohne Voreingenommenheit etwas näher ins Auge zu fassen. Dr. Lueger (sprich Lu-éger) ist kein Staatsmann, aber er ist ein Agitator, wie es keinen zweiten giebt, wenigstens nicht an der Donau. Er steht gegenwärtig im 52. Lebensjahre und ist Junggeselle, was ihn bei seiner hohen stattlichen Erscheinung und seinem hübschen Gesichte der Frauenwelt besonders interessant macht. Er ist ein Mann von großer Lebhaftigkeit und besitzt eine Art volkstümlicher Beredtsamkeit, die ihr Ziel niemals verfehlt. Die Rede sprudelt ihm nur so von den Lippen, bald ein wenig pathetisch, bald mit packenden Schlagern reichlich gespickt, bald mit Witz und Bosheit versetzt. Wäre der Mann von der liberalen Partei, der er ursprünglich angehörte, richtig in seinem agitatorischen Werte erkannt worden, sie hätte heute sicherlich bessere Tage, als ihr das Schicksal beschieden hat. Ob die vielerzählte Geschichte, Lueger sei in ein Mädchen aus reicher jüdischer Familie verliebt gewesen, aber abgewiesen worden und habe sich deshalb dem Antisemitismus zugewendet, auf Wahrheit beruht, mag hier dahingestellt bleiben. Daß er von Haus aus kein Antisemit ist, wird jeder ältere Wiener bestätigen, der sich der Tage erinnert, in denen Lueger als sogenannter „Bezirksdemokrat" auf der „Landstraße" als getreuer Schüler und Genosse des jüdischen Gemeinderats Dr. Ignaz Mandl die Liberalen bekämpfte. Damals war Lueger

so sehr kosmopolitischer Demokrat, daß er für ein Zusammengehen der Deutschen mit den Czechen schwärmte und gelegentlich auch den Satz aussprach: Ein Antisemit kann nur entweder ein Irrsinniger oder ein Betrüger sein! Als Demokrat trat der junge Advokat Lueger 1875 in den Wiener Gemeinderat, als Demokrat wurde er 1881 mit dem Franz Josephs-Orden ausgezeichnet und noch als Demokrat wurde er 1885 vom Bezirk Margarethen als Abgeordneter in den Reichsrat entsendet.

Bei der nächsten Wahl im Jahre 1891 war er schon ein ausgesprochener Führer der Antisemiten, denn er hatte sich mittlerweile mit dem Prinzen Alois Liechtenstein, dem früheren klerikalen Bauernvertreter und nachmaligen hauptstädtischen Christlichsozialen, bestens verständigt. Aus seiner Demokratenzeit stammt auch die bekannte Geschichte, daß er als Rechtsanwalt des verkrachten Sechshauser Vorschußvereins vor den zahlungsunfähigen Kleinbürgern erklärte, er werde sie schon zum Zahlen bringen und wenn er ihnen das „Beuschel" herauspressen müßte, weiter, daß er in der gleichen Eigenschaft einem Schuldner das Kruzifix von der Wand wegpfändete. Seitdem ist er auch sehr fromm geworden. Er wallfahrtet nach Maria-Enzersdorf und in der dortigen Kirche ist ein Wahrzeichen zur Erinnerung an seine Anwesenheit angebracht worden. Ueberhaupt wird förmlich Abgötterei mit seiner Person getrieben. Des „schönen Karl" Konterfei ist in tausend Kaufläden zu erblicken. Es giebt nicht nur unzählige Büsten mit seinem ausdrucksvollen Kopfe, sondern auch Luegerstöcke, Luegertassen, Luegerzigarrentaschen u. s. w. Und nun erst gar der Lueger-Marsch! Er ist in Wien allerorts zu hören und es giebt keine anständige Drehorgel, in deren Walze er nicht mit ehernen Stiften eingegraben wäre. —

Lueger ist eine so überragende Erscheinung in der antisemitischen Bewegung Wiens, daß neben ihm nur wenige Figuren den Anspruch auf besondere Beachtung erheben können. Am meisten noch der Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Ernst Schneider. Er ist lange Jahre hindurch der hauptsächliche Führer der „Gewerbepartei" gewesen und hat Lueger die Massen der Kleingewerbetreibenden zugeführt. Er ist Mechaniker und macht physikalische Instrumente u. dergl. Zum Obmann seiner Genossenschaft gewählt, wurde er von der Behörde in dieser Stellung nicht bestätigt. Daß in Oesterreich die Gewerbefreiheit wieder aufgehoben, der Befähigungsnachweis und der Genossenschaftszwang eingeführt wurde, ist zum guten Teil seiner unermüdlichen und leidenschaftlichen Agitation zu danken. Seitdem hat er sich nur der unausgesetzten Verfolgung des Judentums ergeben, und gegenwärtig besorgt er dieses Geschäft in einer ungemein brutalen, fast blutrünstigen Manier. Der „Talmud" ist das eine Steckenpferd, das er reitet, und der „Ritualmord" das andere. Seinen eigenen Parteiführern ist er dadurch schon sehr unbequem geworden, da ein solches Auftreten denn doch nur beim untersten Pöbel „zieht", und die Partei verfolgt ja den Ehrgeiz, auch die gebildeten Volksschichten an sich zu ziehen.

Nach dieser Richtung geht besonders das Bestreben des Reichsratsabgeordneten Dr. Albert Geßmann. Er ist der Beamtenapostel in der antisemitischen Bewegung und gehört selbst als k. k. Skriptor an der Wiener Universitätsbibliothek dem Beamtenstande an. Dr. Geßmann ist übrigens eine in seinem Wesen recht unsympathische Persönlichkeit.

Einer der markantesten aus dem Kreise unserer antisemitischen Wortführer und Volksmänner ist noch der Pfaidler Gregorig, Gemeinderat und Landtagsabgeordneter. Seine Hauptstärke liegt in der Enthüllung schrecklicher Schandthaten seitens Beamter, Richter und anderer öffentlicher Funktionäre. Hinterher wird ihm allemal bis auf das i-Tüpfelchen die Unwahrheit der vorgebrachten Beschuldigungen nachgewiesen, aber das geniert ihn ganz und gar nicht, ebenso wie ihm die Widerlegung seiner stets wiederkehrenden Behauptung, daß die angeblichen Uebelthäter eigentlich Juden seien, keine Beschwerden verursacht. Alle Disziplinarmittel des parlamentarischen Lebens hat er schon reichlich durchgekostet, aber er erklärt allemal: „Oh, das macht mir nur Vergnügen!" und das nächste Mal exzediert er in noch ärgerem Maße. Auf Dr. Lueger ist er nicht mehr gut zu sprechen; er ist ihm zu aufgeklärt. — Hiemit mag für heute die kleine Porträtsammlung abgeschlossen sein!

M. N. N.

Decadence im Judentume?

(Zu den Trostsabbaten.)

II.

Gehen wir nun zur Gegenwart über, zu der Frage: Hat das Judentum eine Zukunft? Oder zu der modernen Ausdruckweise: Befindet sich das Judentum im Zustande der Decadence?

Auch hier gilt die Deutero-Jesaianische Theorie: „Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, aber — oder damit — das Wort unseres Gottes bestehe in alle Ewigkeit." Das Beängstigende, was diese Frage für den ernsten Sohn des Judentums in sich birgt, entsteht nur dadurch, daß man sich, nach der Art der Zeitgenossen des Deutero-Jesaias, zuerst eine *Idee* vom Judentum a priori, oder aus Elementen der geschichtlichen Vergangenheit *konstruiert*, und diese frei *konstruierte Idee* dann als Maßstab an das Israel der Gegenwart anlegt. Die Gegenwart Israels scheint nicht danach zu sein, eine Verwirklichung dieser Idee in der Zukunft herbeizuführen, und so blickt man mit banger Besorgnis in die Zukunft, und leugnet womöglich schon die Existenz Israels in der Gegenwart. Denn auch das Israel der Gegenwart entspricht durchaus nicht dieser als Maßstab konstruierten Idee.

Hier ist es aber wieder nur die vorlaute Anmaßung der *Idee*, die zur Negation der Gegenwart und zur Verzweiflung an der Zukunft drängt.

Hier tönt uns wieder die Mahnung des Deutero-Jesaias entgegen: Hütet euch vor selbstmörderischem Idealismus! Der Idealismus ist dem Menschen gegeben, um ihn aus der Last einer drückenden Wirklichkeit zu *befreien*, nicht aber um die Wirklichkeit zu erdrücken. Treten wir ohne Voreingenommenheit ohne eine aprioriſche Idee vom Judentum an das Judentum der Gegenwart heran mit der Frage: Existiert das Judentum in der Gegenwart? Dann antwortet uns ein mächtiger, tausendstimmiger Chor: „*Das Judentum existiert!*" Ist es

nötig, erst die Stimmen zu sondern, die von der Existenz des Judentums Zeugnis ablegen? Soll ich an die tausend und abertausend israelitischer Gemeinden erinnern, deren Erhaltung unübersehbare Millionen kostet? Oder an die spezifisch-jüdische Pietät bei Geburt, Eheschließung und Tod, die ohne jeden staatlichen Schutz, ja gegen zahllose politische und soziale Schwierigkeiten, ungeschwächt sich geltend macht? Nicht zu sprechen von den weiten Ländern, wo der Acker des spezifisch-jüdischen Religionslebens in voller Blüte, ja sogar in vollem — Unkraut steht? — Oder soll ich an das tausendstimmige Echo der Feinde erinnern, welches die Existenz des Judentums selbst da wittert, wo es, gottlob, nicht existiert? Ohne eine vorher konstruierte Idee ist die Existenz des Judentums eine Thatsache von unübertrefflicher Selbstverständlichkeit.

Die Witterung einer Decadence entsteht erst durch die Frage: Ist das Judentum, welches unzweifelhaft existiert, auch ein Judentum? Hier liegt die Decadence nicht in dem Judentum der Existenz, sondern in dem Judentum der Idee, in der erstrebten Prävalenz der Idee über die Wirklichkeit, wie überhaupt alle Decadence — und das mögen sich die gedankenlosen Nachbeter Nietzsches überhaupt gesagt sein lassen — in dem Zurücktreten der rotwangigen Natur vor „des Gedankens Blässe", in der Negation des grünzweigigen Lebens durch die „graue Theorie" von Nietzsche behauptet wird. Auch für unsere Gegenwart muß die sicherstehende Existenz des Judentums als Obersatz, als Voraussetzung alles Denkens und Sorgens im Dienste des Judentums hingestellt werden; alles andere muß sich aus dieser Voraussetzung ergeben. Eine Spekulation, die diese Voraussetzung negiert oder auch nur in Zweifel zieht, hat sich dadurch schon als falsch dokumentiert. Die Spekulation muß von der Wirklichkeit ausgehen, sonst gehört sie in das Reich der Utopien.

Das Judentum existiert — das ist absolut unzweifelhaft. Wie? Sind nicht so viele Blätter abgefallen? So viele Blüten hingewelkt? Hängen nicht so viele Blätter nur noch lose an den Zweigen, so viele Blüten nur noch lose an den Stielen? — Schlimm, sehr schlimm — für die Blätter, für die Blüten, — aber nicht für den Baum. Wird der Baum die losen Blätter und Blüten unbedingt zu seiner Existenz brauchen, dann wird er sie nicht abfallen lassen, dann wird er mit verjüngter Frische das lose gewordene Band neu stärken und beleben. Thut er dies nicht, läßt er sie abfallen, nun dann kann er sie zu seiner Existenz entbehren und er wird schon neue Blätter treiben und Blüten entfalten — — „Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, aber — oder damit — das Wort unseres Gottes bestehe in alle Ewigkeit."

Nun nur noch ein Wort über die abgedorrten Blätter und die hingewelkten Blüten.

Das Kind sieht den Baum in der vollen, reichen Pracht der Blätter und Blüten stehen, und das Kind denkt: Blatt und Blüten sind unzertrennlich vom Baum, ohne Blatt und Blüten kein Baum.

Die Sommer-Sonne sendet ihre Strahlengluten und es welken hin die Blüten, der Herbst schickt seine rauhen Nordstürme und zerrt unbarmherzig ab den herrlichen Schmuck der Blätter; aber der Stamm bleibt, er trotzt dem Winter und treibt im neuen Lenz neue Blätter und neue Blüten.

Der sorgsame Gärtner ist weder — Wind noch rauher Herbststurm. Er weiß, die Blätter und Blüten sind wandelbar an dem Baume; aber er weiß auch, daß Blätter und Blüten den herrlichsten Schmuck des Baumes bilden und er thut alles, was in seinen Kräften steht, um das Abwelken der Blüten und das Abdorren des Laubes so weit als möglich hinauszuschieben. Er überläßt es der immanenten Kraft des Stammes, Blätter und Blüten abzustoßen, um Kraft und Raum für neues Laubwerk und neuen Blumenschmuck zu gewinnen; er selbst hält sich an die Blätter und Blüten der Gegenwart und opfert keine Gegenwart irgend einer, möglicherweise noch so schönen Zukunft. Hat aber der Baum mit seiner innerlichen Lebenskraft seine Blätter und Blüten den Stürmen preisgegeben: wird der Gärtner wohl so thöricht sein und nun den Baum umhauen, weil dieser nicht immer und ewig dieselben Blätter und Blüten festhält, sondern nur von Zeit zu Zeit neue zu erzeugen die Kraft besitzt? Selbstverständlich müssen wir Gärtner, und nicht Wind oder gar Herbststurm sein! — — — —

Aber was macht der Gärtner mit den abgefallenen Blüten und Blättern?

Verlassen wir das Bild aus dem Leben der Natur und wenden wir uns zu den Gärtnern im „Weinberge des Ewigen Zebaoth, dem Hause Israel": was haben diese Gärtner mit den in den verschiedenen Zeitperioden abgefallenen Blüten und Blättern gemacht?

Sie haben diese Blüten und Blätter liebevoll gesammelt und haben sie pietätvoll verschlossen in den Schrein der Erinnerungen der Glaubensgemeinde. Und wenn die Triebkraft des Baumes neue Lebensformen hervorgezaubert und die gedrückte Stimmung, der Sturm und Drang der Uebergangs-Periode dem freudigen Genuß der Gegenwart wieder Platz gemacht hatte, dann haben sie den Schrein der Erinnerung geöffnet, die verwahrten Schätze herausgenommen und aus denselben die herrlichsten Gebilde geflochten für die Hoffnungen der Glaubensgemeinde, für die Einkleidung der „messianischen Ideen". — — —

Israels Volksleben ist versunken im Strome der Zeit, der Thron Davids ist zusammengestürzt, Jerusalem ist der Zerstörung anheimgefallen, der Tempel ist von roher Feindeshand niedergerissen, der Altar ist in Trümmer zerschlagen: aber in den messianischen Verheißungen und Hoffnungen der Glaubensgemeinde, da sind diese herrlichen Gebilde der Vergangenheit zu neuem Leben erwacht, und sie umranken den Baum des Judentums einer jeden Gegenwart in den wunderbarsten Farben und in den üppigsten Triebformen. Das ist die Pietät, das ist die Dankbarkeit, das ist die Zärtlichkeit Israels für die abgestorbenen Formen seines geschichtlichen Lebens. Für jede Gegenwart sind sie tot, diese Formen, — sollen sie tot sein; denn jede Gegenwart hat ihre eigenen Aufgaben, und sie muß froh sein, wenn sie nur diese löst. Aber in der Zukunft, „am Ende der Tage", wenn alle Aufgaben der Geschichte gelöst sind, dann feiert alles das, was auf dem Altare geschichtlichen Lebens sein Dasein opfern mußte, um neuem, frischen Leben Platz zu machen, seine freudige Auferstehung: dann ertönt „die große Posaune" und sammelt Israel in seinem Lande; dann ersteht ein herrliches Jerusalem

aus seinen Trümmern; dann wird der Thron Davids wieder errichtet in Hoheit und Majestät; dann fügen sich auch die zerstreuten Steine des Ziontempels wieder aneinander und an dem neugeweihten Altare stehen wieder die Priester und bringen dar die Opfer der Gemeinde, während die majestätischen Chöre der Leviten erschallen, und wie einst in den Tagen der Vorzeit ziehen die jubelnden Scharen der Wallfahrer dreimal jährlich wieder hinauf zur Feier der Nationalfeste. Und auch die hingewelkten Menschenblüten im Ruhmeskranze Israels erwachen dann zum neuen Leben, ihnen allen voran der „Engel des Bundes", der große Eliahu — — — „so wird versöhnt das Herz der Väter mit den Kindern und das Herz der Kinder mit ihren Vätern" —

Auch euch, ihr abgefallenen Blätter und Blüten unserer Gegenwart, sei dies freundliche Los beschieden! Wenn euch erst Gott behütet hat vor euren kurzsichtigen, ungeschickten Freunden, dann sollen eure gewesenen wohlmeinenden Feinde euch sammeln zur ewigen Verklärung in den Hoffnungen Israels für die Zukunft!

Für die noch nicht abgefallenen Blätter und Blüten aber, die schon schlaff herniederhangen, wollen wir die sorgsamen Gärtner sein, mit Treue und mit Hingebung der Gegenwart zu erhalten, was noch der Gegenwart gehört. Aber wenn unsere Sorgfalt und unsere Hingebung von keinem Erfolg gekrönt sein sollte, dann komme du neue, jetzt vom Schleier der Zukunft noch verhüllte Gegenwart, und treibe deine neuen Blätter und deine neuen Blüten an dem Jahrtausende alten, ewig jugendfrischen Stamme — — — —

„Alles Fleisch ist Laub und all seine Ueppigkeit wie die Blüte der Flur — — — Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, ein Sturm vom Ewigen hat sie herabgeweht — — — Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, aber — oder damit — das Wort unseres Gottes bestehe in alle Ewigkeit!" M.

Wochen-Chronik.

Berlin, 20. August

— **In der Sauregurkenzeit** pflegte in früheren Jahren die berühmte Seeschlange die Spalten der politischen Tageszeitungen unsicher zu machen. Der Eindruck, den die Nachricht von ihrem Auftauchen zu verbreiten pflegte, minderte sich aber von Jahr zu Jahr in demselben Maße, in welchem die Gutgläubigkeit der Leser abzunehmen begann. Erfinderisch wie sie ist, schuf die antisemitische Presse sich einen Ersatz in Gestalt von anonymen Briefen, die irgend ein Antisemitlein „erhalten" haben, die von irgend einem „Juden" herrühren sollen. Diese Briefe kehren in den heißesten Sommertagen mit größter Regelmäßigkeit wieder; sie sind alle weit her, und doch sind sie nicht „weit her", denn sie tragen sämtlich den Stempel der Erfindung an der Stirn. Heuer will der Redakteur der „N. Westf. Volkszeitung" einen solchen Brief aus Amsterdam, wo das Bielefelder Weltblatt sicherlich in jedem jüdischen Hause gelesen wird, „erhalten" haben. Der Brief enthält nichts als Albernheiten, Flüche und Invektiven, die einem jüdischen Munde nicht geläufig sind, in der Nachbarschaft des Redakteurs aber heimisch sein mögen. Die Anrede des Redakteurs als „Christenhund", die Benennung Gottes als „Jehovah", die Versicherung, daß dem Redakteur Lange eine „recht lange Krankheit am ganzen Leibe" gewünscht werde — dies alles beweist, daß der Brief von einem Antisemiten in Bielefeld oder Umgegend „gemacht" worden ist. Fromm und gottergeben erklärt der Redakteur, daß ihm der „fluchende Jude" leid thue: „wenn er obige Zeilen zu Gesicht bekommen sollte, so möge er wissen, daß wir ihm alles Gute wünschen." — Nu nee? Sich oder einem seiner treuesten Gesinnungsgenossen wird Herr Lange sicherlich nichts Böses wünschen.

— **„Die Judenfrage in einer sozialdemokratischen Parteiversammlung"** überschreibt die antisemitische Presse den Bericht über eine dieser Tage im „Feenpalast" stattgehabte sozialdemokratische Versammlung, in welcher der Abg. Fischer-Berlin über den internationalen Sozialistenkongreß in London Bericht erstattete. Herr Fischer hielt Abrechnung mit den Anarchisten und soll einige Umstürzler mit Bezugnahme auf ihre jüdische Abstammung apostrophiert haben: „In London und Paris spielten die Herren Lassar und Cohn eine große Rolle. Der erstere sei Rabbiner (?) in Ostpreußen gewesen und Herr Cohn ein aus Deutschland gegangener jüdischer Litterat, der ebenso wie früher Herr Rosenthal im „Figaro" den Chauvinismus gegen Deutschland aufstachelt." Der publizistische Führer der Anarchisten, Landauer, erwiderte dem Referenten: „Was that denn bei uns das Jüdische jemals zur Sache? Ich bin ja auch Jude, ich dächte, das wäre den Sozialdemokraten ganz egal, ob jemand als Jude oder als Christ auf die Welt gekommen ist. Spricht das etwa gegen seine Gesinnungstüchtigkeit?" Hierauf Fischer: „Wenn ich nicht bei unsern Genossen, wie z. B. bei Herrn Singer, sondern nur bei jenen auf die jüdische Abkunft hinweise, so wird Herr Landauer das wohl begreifen. Wenn ich von dem früheren Rabbiner Lassar und dem jüdischen Litteraten Cohn sprach, so wollte ich bei diesen Leuten eben auf den Charakter des Käuflichen hinweisen. Den sittlichen Defekt wollte ich eben kennzeichnen. Uebrigens hat Herr Landauer gar kein Recht zur sittlichen Entrüstung wegen der jüdischen Litteraten; denn er hat gerade in einer der letzten Nummern seines Blattes über die jüdische Abkunft Singers gewitzelt." — Ist dieser Bericht korrekt, dann ist auch die Freude der antisemitischen Presse berechtigt und darum begreiflich.

— **Die Juden und das Handwerk.** In dem von Philipp Stein herausgegebenen Ausstellungs-Gedenkbuch, in dem die hervorragendsten Männer der Wissenschaft, Kunst und Industrie und des öffentlichen Lebens zu Worte kommen, finden wir die folgende, wegen des Inhalts wie des unterschriebenen Namens doppelt interessante Notiz:

„Spinoza lernet ein Handwerk.

Das Gesetz und die alten jüdischen Lehrer mercken an, daß es nicht genug sei, einen Gelehrten abgeben, sondern man müsse über dieses sich in einer Handthierung oder Kunst üben. Dieses saget Rabban Gamaliel in dem Traktat des Talmuds Pircke avoth, Cap. 2, allwo er lehrte, daß die Befleißigung des Gesetzes eine begehrungswürdige Sache sei, wenn man eine Handthierung oder arbeitsame Kunst damit verbinde. Die stetige Beschäftigung in diesen beiden Uebungsstücken machet, daß man in keinem Stück Böses zu thun hat, sondern dasselbe vergisset.

Und ein jeder Gelehrter, der nicht eine Handthierung zu lernen besorget ist, wird endlich ein verstörter und unordentlicher Mensch in seinen Sitten. Und der Rabbi Jehuda füget hinzu, daß ein Jeder, der nicht seine Kinder ein Handwerk lernen lasse, eben so viel thue, als wenn er sie unterrichtete, wie sie Diebe und Straßenräuber werden sollten.

Aus Johann Colerus Leben des B. v. Spinoza."

Steglitz, 26. Januar 1896.

Prof. Dr. Paulsen.

— **Notleidende.** Dem Beispiele des ihnen gesinnungsverwandten Bundes der Landwirte folgen nun auch die Antisemiten, sie etablieren, wenigstens in einigen Gegenden Deutschlands, einen antisemitischen Notstand. Durch die Presse geht folgendes Schreiben: „Aschersleben, den 30. Juli 1896. Streng vertraulich! Geehrter Parteigenosse! Um Vereinssachen von höchster Wichtigkeit zu regeln, werden Sie hiermit zu einer vertraulichen Zusammenkunft Sonnabend, den 1. August 1896, abends punkt 9 Uhr, im Lokale Café Lehmann höflichst eingeladen. — Im Falle diese Versammlung den Beweis erbringen sollte, daß der größte Teil der Mitglieder teilnahmslos den Bestrebungen des Vereins gegenübersteht, werden Schritte zur Auflösung desselben gethan werden, und erhalten Sie dann seinerzeit diejenige Summe aufgegeben, die Sie zur Tilgung der unter der früheren Vereinsleitung gemachten Schulden beitragen müssen. Mit deutschem Gruße! Deutschsoziale Reformpartei des Wahlkreises Calbe-Aschersleben. J. A.: Wünschel, 1. Schriftführer." — Merkwürdig! In der antisemitischen Presse liest man sonst immer nur von der großen Begeisterung, mit der die Führer von ihrem Anhange bejubelt werden, und trotzdem müssen Vereine Schulden machen und geraten in Not. Der Widerspruch wird vielleicht gelöst, wenn man bedenkt, daß auch einige Führer sich auf das Schuldenmachen verstehen und aus dem Abhalten von Vereinsversammlungen ein Geschäft machen.

— **Zaren-Legenden.** Kaum hat im rauhen Osten ein etwas milder Wind zu wehen begonnen, da sind schon wohlmeinende Berichterstatter zur Hand, um alltäglich neue Kunde von dem neuen Frühling zu geben: Jeden Schritt der Erleichterung muß ein Moment der Erleuchtung, jeder That, muß ein Wort voraufgegangen sein. Bei der Eisenbahnverwaltung in Sibirien sollen 40 jüdische Ingenieure eingestellt worden sein; diese Einstellung wird nun von einem englischen Blatte wie folgt romantisch-süßlich verbrämt: Von seiner Besichtigung der sibirischen Eisenbahn zurückgekehrt, beklagte sich der Verkehrsminister Fürst Chilkow beim Zaren über den Mangel an guten Civilingenieuren. Der Zar fragte nach der Ursache, worauf ihm erwidert wurde, daß ein großer Teil der russischen Ingenieure nicht angestellt werden könne. „Warum nicht?" fragte der Zar. „Weil sie Juden sind", war die Antwort. „Verbietet es das Gesetz?" „Das eigentlich nicht, aber es ist so Tradition durch die Instruktionen meiner Vorgänger im Ministerium." „Dann setzen Sie die Traditionen und die ministeriellen Zirkulare bei Seite und halten Sie sich nur an das Gesetz," erwiderte der Zar. — Sehr nett, aber schlecht erfunden; denn am Ende wird doch der neue Zar von der Bedrückung der Juden in Rußland wie von den Vorschriften, auf die sich jene Bedrückungen stützen, Kenntnis haben, um nicht erst von einem Minister über Allbekanntes aufgeklärt werden zu müssen. Aber ist auch die Unterredung eine Legende, die Thatsache, daß jüdische Ingenieure von der sibirischen Eisenbahnverwaltung angestellt wurden, ist richtig.

Feuilleton.

In Londons Ghetto.

Von Ernst Heilborn, London.*)

Der Roman des Ghettosohnes wirkte auf mich wie Beschreibungen fremder Länder auf den Reiselustigen: ich ging aus, dies moderne Ghetto selbst zu sehen. So habe ich unter den grotesken, ehrwürdigen Gestalten am Sabbat in ihrer Synagoge gestanden, habe die Kinder in der Schule ihre hebräischen Psalmen singen hören, habe mich die dunklen, zerfallenen Treppen hinaufgetastet. Und nun ich die Eindrücke festhalten will, treten neben die Bilder aus Zangwills „Children of the Ghetto"**) die selbstgesehenen Bilder aus Londons Judenviertel.

Vor Jahren sah ich das Ghetto von Prag. Damals waren die Wasser der Moldau übergetreten und in die Häuser des tiefgelegenen Stadtteils eingedrungen. Die Bewohner lagen auf den Straßen herum. Wohl sah ich damals Elend; aber es wirkte nicht unmittelbar; es war wie ein Bild aus längst vergangenen Zeiten, von einem holländischen Meister gemalt. Das Prager Ghetto ist wie eine Stadt der Toten. Und ganz wie ein Bild, wie ein Pendant zu Ruisdaels Judenkirchhof, mutet der kleine versteckte Friedhof an, mit seinem vernachlässigten, wuchernden Gras und den hohen, schriftbedeckten Steinen, die das Grün des Moders überzogen hat.

Londons Ghetto ist nicht malerisch. Enge, zumeist kurze Straßen und schmucklose Häuser, grau, mit der Farbe des Schmutzes überzogen. Nicht ein Stadtteil für sich, sondern eingeklemmt in das Verbrecherviertel Londons. Man braucht den Namen der Hauptstraße, Whitechapel, nur zu nennen, um die Erinnerung an die meisten Greuelthaten, die in den letzten Jahren in London verübt wurden, wachzurufen. Zerlumpte, verkommene Gestalten stehen auf den Straßen herum, unthätig, apathisch. Berüchtigt vor allem die „lodging houses" als Brutstätten des Verbrechens, als Unterschlupf der Heimatlosen, der Diebe, Dirnen und Hehler. Straßen in diesem Stadtteil, vor deren Eingang dauernd ein Schutzmann postiert ist, um vor dem Eintritt zu warnen. Und nicht weit davon die „bridge of sighs", wie sie der Volksmund genannt hat —: In diesem Verbrecherviertel, in dem ein Auswurf der Menschheit haust, nirgends abgegrenzt, nicht konzentriert, erkenntlich nur an den hebräischen Anzeigen und Ladenschildern, die Heimstätte dort seit Jahrhunderten Ansässiger, der Zufluchtsort der aus Rußland Vertriebenen, das Ghetto.

*) Aus der „Nation".

**) London 1895. William Heinemann. In deutscher Uebersetzung demnächst im Verlage vor Siegfried Cronbach, Berlin. Das bedeutendste Werk Zangwills, „Der König der Schnorrer", wird bekanntlich in unserem Blatte erscheinen. Red.

Schwer wäre es, die Linie zu ziehen, die es heute umgrenzt. Ein paar Schritt nach Osten hin über die City hinaus, und man steht vor etlichen nur von Juden bewohnten Straßen. Man kreuzt einen Damm, und man sieht andere Judengassen. Aber mit ein paar Schritten ist man auch wieder in Straßen, deren Bevölkerung durchaus englisch ist. Und doch ist dieses moderne Ghetto in der schweren Bedeutung des Wortes ein Ghetto. Eingeschlossen ist es von Mauern, die mühseliger zu übersteigen sind, als alle Mauern von Stein. Sie heißen: Not und Elend.

* * *

Eine dunkle Treppe, deren Stufen ausgetreten waren und vermorscht, und deren Geländer mit feuchtklebriger Schmutzschicht überzogen war, führte mich mein Führer hinauf. Wir traten in ein kleines Zimmer. Den großen Teil des Raumes nahm ein Bett ein; der Ofen diente als Kochmaschine. Sonst ein Tisch und ein paar Stühle, an den Wänden viel bunter Flitter und grelle Oeldrucke. Das Zimmer diente einem jüdischen Ehepaar — sie waren aus Rußland vertrieben — mit drei Kindern als Wohnstätte. „Den Leuten geht es verhältnismäßig gut," sagte mein Führer.

Wir traten in einen Laden. Der Ladeninhaber und seine Frau waren nur mit dem Notdürftigsten bekleidet; im dunklen Nebenraum spielte ein Kind, halbnackt. Der Laden war finster, und es lagen da eine Reihe alter, eiserner Bettstellen herum, und auf dem Ladentisch Nummern alter Zeitungen und Zeitschriften. Die Wände, der Ladentisch, die Bettstellen, die Zeitungsblätter, alles war gleichmäßig mit der Schmutzschicht überzogen, die dem Osten Londons eigentümlich ist. Und außer diesem wenigen alten Trödel enthielt der Laden nichts; der Mann hatte kein Geld, mehr einzukaufen.

Not und Elend! — Wer ihren Knochenarmen auf dem Tanzplatz verfallen ist, entwindet sich schwerlich ihrer Umarmung. Not und Elend schweißen diese Gemeinschaft der Allerelendesten zusammen und diktieren ihnen ihre Gesetze. Apathisch sind ihre Opfer zumeist geworden und scheu. Und mit dem Ueberrest von Energie und mit dem armen Herzen suchen sie tastend und vertrauend einen Trost: im Festhalten an den Sitten der Väter, im Festklammern an ihre Religion.

Man muß diese bärtigen Männer in ihrer Synagoge gesehen haben — genau so mögen sie vor zweimal tausend Jahren dieselben Worte gemurmelt, mit derselben Bewegung den Bart gestrichen, mit derselben Inbrunst sich an die Brust geschlagen haben. Der Text ist derselbe geblieben, und die Sprache dieselbe. Man träumt von längst vergangenen Jahrhunderten — und sie träumen denselben pathetischen und rührenden Traum und finden ihren Trost darin.

„A study of a peculiar people" hat Zangwill seinen Roman genannt. Mit Recht. Es ist ein Volk für sich mit eigentümlichen Gebräuchen, das in diesem modernen Ghetto lebt. Jede Bewegung scheu und pathetisch und eigenartig. Sie sprechen ihre eigene Sprache, „yiddish" nennen sie die Engländer, und sprechen ihr Hebräisch fließend daneben. Hebräisch sind alle Anzeigen und Bekanntmachungen in dem Ghetto; sie haben ihre hebräische Zeitung „The Yewish Express" und haben ihr Theater, auf dem Stücke in hebräischer Sprache gegeben werden. Etwas Feierliches und Getragenes ruht auf ihren alterthümlichen Sitten.

Ein junger Mann tritt an das Bett, auf dem der Vater seiner Verlobten als Leiche gebettet liegt. Neben dem Bett steht der Rabbi. „Bär," sagt er zu ihm, „der Verstorbene hat Dir seine Tochter verlobt. Er versprach Dir zweihundert Gulden als Mitgift." „Wahr," sagt Bär. „Es sind aber nicht zweihundert Gulden in seinem Besitz — nicht zwei Gulden. Tritt an die andere Seite des Bettes. Sieh mich an. Gieb mir Deine rechte Hand und schwöre mir angesichts des Toten, daß Du seine Tochter nicht verlassen wirst." „Nein," sagt Bär, „das will ich nicht schwören. Ich liebe das Mädchen und will sie heiraten. Aber schwören will ich nicht." „So gieb mir Deine Hand und lege sie in meine, hier, angesichts des Toten." Da legt Bär seine Hand in die des Rabbis, angesichts des Toten. — So erzählt Zangwill.

Streng wird die Jugend in den alten Sitten erzogen, denen in den aus Rußland Verbannten die fanatischsten Anhänger erstanden sind. Ich war in der Sabbatschule. Den Kindern wurde die Geschichte des Volkes Israel erzählt, und sie sangen hebräische Psalmen. Ein malerisches Bild, diese Schule mit den Ghettokindern in ihren grellen, ärmlichen Sonntagskleidern, mit den frühgealterten Gesichtern, denen gleichmäßig das Elend seine Schutzmarke aufgeprägt hat. Eine lärmende, dabei doch apathische Schar — sie werden zumeist alle apathisch in Londons Ghetto. Nur hier und da ein Gesicht mit den listigen Zügen erwerbsüchtiger Schlauheit. Und ein Knabe fiel mir auf, ein neunjähriger etwa, wie von Rembrandt gemalt. Dunkel der Teint und groß die Augen, und auf dem frühreifen Gesicht der Ausdruck des Ehrgeizes, der zur Leidenschaft wird; vielleicht der Siegertypus, der das Ghetto überwindet.

Auch Zangwill hat dieselben Typen in zwei Brüdern geschildert. Ein Schlaukopf, der jüngere. Er macht einen Guckkasten zurecht, in dem er irgendwie die Belagerung von Plewna darstellt. Gegen einen Knopf oder eine Feder gestattet er den Schulkameraden einmal hineinzusehen. — Begabt und ehrgeizig der ältere. Er zeichnet sich auf der Schule aus, wird unterstützt und kommt auf die Eaton school. Er ist immer einer der ersten, bis ihn der Ehrgeiz aufzehrt. Sein Vater, der Ghetto-Schnorrer, wird telegraphisch an sein Sterbebett gerufen. Aber der Sohn hat das „Yiddish" des Vaters verlernt. „Isn't it a sad case?" sagt die Pflegerin; „they can't understand each other."

Es mögen verheißungsvolle junge Geschöpfe hier zu Grunde gehen. Man sieht viel Sterbende unter den Lebenden. Durch diese engen Gassen schleicht mit der Not die Hungerseuche. Sie würgt wen sie findet.

La città del eterno dolore. . . . Wir kamen in ein Haus, in dem die Allerärmsten wohnen. Ein Verwesungsgeruch drang uns entgegen, der den Hals zuschnürte. Wir traten in ein Zimmer. Ein Bett stand darin und zwei Schemel; das war alles. In dem Bett lag ein junger Arbeiter im letzten Stadium der Schwindsucht, neben ihm ein Kind. Die Frau war arbeitsunfähig; sie erwartete in den Tagen ihre Niederkunft. Sie stand auf der Straße, um Streichhölzer zu verkaufen. Ueber den Mann lag die Apathie des Sterbens.

„Ein polnischer Arbeiter, der sich die Krankheit bei der Arbeit zugezogen hat," erklärte mein Führer. „Was wird aus den Kindern," sagte ich, um irgend etwas zu sagen. „Glauben Sie, daß die lange leben werden?" lautete die Antwort. Freilich, das war auch ein Trost.

Ich erinnere mich, vor längerer Zeit einen Artikel über den Osten Londons gelesen zu haben. Ostlondon, hieß es da, ist der große Reinigungsherd für England. Die Verbrecher und die Lebensunfähigen aus dem gesamten Königreich strömen dorthin zusammen. Sie verfallen daselbst dem Hunger, der Not, den Seuchen. Die kommenden Generationen sterben jung. So geht dauernd ein Reinigungsprozeß vor sich: der große Reiniger ist der Tod.

Es gehört ein gut Teil Brutalität dazu, so zu denken. Aber die Entwicklungsphasen der Kultur sind wie Naturereignisse, auf Wollen und Fühlen der Menschen kommt es dabei nicht an.

Inmitten dieses großen Reinigungskessels liegt Londons Ghetto — die Zufluchtstätte der aus Rußland Geflohenen. Aber seine Bevölkerung ist zähe, seit Generationen hat sie die Feuerprobe des Elends bestanden. Und die Bande der Familie sind ihnen heilig: die verheerendsten Seuchen Ost-Londons haben keine Macht über sie. Und doch auch innerhalb dieses Ghettos das große Sterben.

Man muß es hier vielleicht die große Erlösung nennen! Zangwill erzählt von einem Ehepaar: der Mann war fromm und hatte den einen Wunsch, in Jerusalem zu sterben. Die Frau hatte den Wunsch zu sterben, nur zu sterben.

(Schluß folgt.)

Die jüdische Mutter.

Von Nahida Ruth Lazarus.

(Schluß.) Nachdruck verboten.

Freilich weiß man, daß es viele Mütter giebt*), die sich so früh als möglich ihrer Kinder entledigen, wenn sie wohlhabend sind, und, wenn sie arm sind, dieselben in Fabriken schicken, oder auf die Straße zum Bettelverkauf von Streichhölzer, Blumen und Apfelsinen. Einmal fragte ich solch ein kleines, blasses, sieben- bis zehnjähriges Mädchen, das ich Abends in der Leipziger Straße traf, und das mich weinend anbettelte:

„Warum weinst Du?"

„Weil mich hungert und friert."

„Warum gehst Du nicht nach Hause?"

„Ich darf nicht."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich noch nicht Geld genug habe."

„Wieviel Geld mußt Du nach Hause bringen?"

„Eine Mark."

„Und wenn Du keine bringst?"

„Dann schlägt mich die Mutter und giebt mir nichts zu essen."

Ich wage es zu behaupten, daß keine jüdische Mutter solcher Unnatur fähig ist. Ich glaube nicht einmal, daß eine jüdische Mutter ihr Kind in die Fabriken schickt. Ist die Not zu bitter, dann trennt sie sich eher mit blutendem Herzen von ihrem Kinde und schickt es ins israelitische Waisenhaus, wo es unter Aufsicht steht und eine tüchtige Erziehung erhält. Als ich das musterhaft eingerichtete israelitische Waisenhaus auf dem Weinbergsweg besuchte, hörte ich, daß ausnahmsweise auch Kinder aufgenommen werden, deren Eltern beide noch leben, denen es aber durch Armut oder Krankheit unmöglich ist, ihre Kinder zu erziehen. Erziehung der Kinder zu nützlichen Menschen ist ein stehender Gedanke jüdischer Eltern, sie körperlicher und sittlicher Verkommenheit in Fabrik- und Straßenleben anheim zu geben, fällt einer jüdischen Mutter und einem jüdischen Vater nicht ein.

Von einem kleinen Kinde heißt es im jüdischen Sprichwort: „Es ist der Edelstein im Hause."

Und diesen Edelstein sollte man wegwerfen oder ungeschliffen lassen?

Wollte man einzelne frühere jüdische Mütter als Beispiele für Pflichterfüllung und Zärtlichkeit erwähnen, man müßte vielleicht Alle nennen; eine Untugend haben sie aber in neuerer Zeit von den Nichtjüdinnen angenommen, sie überlassen ihre Kinder zu sehr bezahlten Personen, — stundenlang! — Die Spielplätze im Tiergarten u. s. w. sind mit Kindern überfüllt, — aber wo sind die Mütter?

Statt ihrer (die in verschwindender Zahl aus der Klasse nicht ganz armer, aber sehr bescheidener jüdischer Frauen hin und wieder sichtbar werden) sieht man geschwätzige, dummdreiste, gleichgiltige, oft geradezu rohe Weibspersonen sich stundenlang mit den Kindern abgeben, ohne Ahnung und ohne Rücksicht, was denselben zuträglich ist oder nicht. Mancher Mutter, die zu Hause ihr „süßes Kind" vor „Liebe fressen" möchte, würden die wohlfrisierten Haare zu Berge stehen, sähe sie, wie kurz vorher das „süße Kind" geknufft wurde oder was es hat hören müssen, wenn Lene mit Guste auf dem Heimweg Herzensergießungen über Herrschaft und Liebhaber austauschen! Arme Kinder! — Und da wundert man sich, daß sie meist so unkindlich, ja manchmal schon so frech sind! —

Jüdische Mutter, wenn Du diesen Namen (der ein Ehrentitel war bisher), verdienen willst, dann geh Du selbst mit Deinem Kinde und spiele mit ihm. Dein Mann wird nichts dagegen haben, und die Schneiderin kann ein anderes Mal kommen.

Bogumil Goltz in seinem fesselnden Werke: „Der Mensch und die Leute" schildert gelegentlich eine siebzigjährige Warschauer Trödeljüdin, welche eine große Familie von Kindern und Enkeln erhält und sich notdürftig mit Brot und Grütze ernährt. Sie patscht in Wind und Wetter durch den tiefen Herbstschmutz, steigt alle Treppen der Häuser bis zum Boden hinauf mit kurzatmiger Brust, schleppt dabei eine Kleidermasse mit sich fort, die zwei Schränke anfüllen könnte, falls sie nicht obendrein noch mit Kessel, Bügeleisen, Kasserollen und Mörser beladen ist. Nach einer Schilderung der Behausung und des Deckbettes, dessen Federn so frei in der Luft herumfliegen, daß, wenn sie nicht abgerichtet sind, sich wieder an Ort und Stelle einzufinden, unbegreiflich bleibt, wie das Bett acht Tage lang ein solches bleiben kann — fährt der Humorist fort: „Und dieses elende alte Weib, das täglich zwölf Stunden stehend oder gehend, mitunter halsbrechende

---
*) Notabene nichtjüdische.

Kletterkunststücke auf Hinterhöfen, über Wagendeichseln, Warenballen und Tonnen exerzieren muß —: ist glücklich, daß sie für ihre Nachkommenschaft das tägliche Brot erwirbt, wenn ihr die Enkelchen und Urenkelchen bei bitterer Herbstkälte in Hemd und Hemdfragmenten entgegenspringen, und sie mit ein paar erübrigten Groschen den Schabbes zurüsten und den siebenarmigen Messingleuchter mit kurzen Pfennig-Lichtern bestecken kann.“ Diese in „lebenslänglicher Hungerkur“ großgezogene Siebzigjährige macht eines Tages eine Reise von drei Meilen. Sie nimmt alles wie's kommt: Regen, Schnee, Umgeworfenwerden, Fußmärsche, auch zufällige Peitschenhiebe, denn ein Gedanke, eine Empfindung beherrscht sie allein und ertötet alles Schmerzgefühl: sie hat in ihrem Marktkorb eine Festgans, die sie ihrer armen Lieblingstochter und ihrem zerlumpten Schwiegersohn zum Geschenk bringt!“

Eine andere alte Jüdin fällt von der Bodentreppe ihrer Hütte, die so steil und schmal wie eine Hühnersteige ist, in den Keller und wird für tot auf einen Strohsack gelegt. „Der entfernte Sohn, ein blutarmer Gelehrter, dem das Unglück geschrieben wird, kommt voll Schmerz und Reue, daß er sich nicht mehr um die gute gebrechliche Mutter bekümmert hat; er findet statt des Begräbnis die Alte gesund und munter! In der Freude seines Herzens wohnt und schläft er nun mit dem glückseligen Mütterlein in dem Kämmerchen der elenden Lehmhütte, wo sie zur Miete wohnt; er pflegt sie, führt sie spazieren und zu Gaste; man räumt seiner Mutter den Ehrensitz ein — aber sie, die alle Armut, Einsamkeit und Sehnsuchtsqual tapfer überstanden, sie hält das ungewohnte Glück nicht aus . . . ihr altes Mutterherz steht still vor Freude!“

Bogumil Goltz hat hier streng nach dem Leben gezeichnet; dabei fällt es auf — oder irre ich mich? — wie sehr auch die Dichter in ihren Schilderungen der Phantasie freien Lauf lassen, wenn sie Mutterliebe zeichnen, pflegen sie wahrhaft Erlebtes oder Erschautes wiederzugeben. Wie der wahre Schmerz nur von dem geschildert werden kann, der ihn empfunden, so kann nur der Mutterliebe zeichnen, der sie gekannt; daher findet man unter jüdischen Dichtern die Mutter so häufig erwähnt. Selbst der „Wallfahrt nach Kevlaar“ von Heinrich Heine liegt ein Faktum zu Grunde, wie man in den Anmerkungen zur Biographie von A. Strodtmann ersehen kann.

Heine — der vielgelästerte und vielgeliebte — hat seiner Mutter in Liedern und Sonetten ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der genannte Biograph nennt sie eine „treffliche, feinfühlige und hochverständige Frau*), welche den größten Einfluß auf die Herzens- und Geistesbildung ihrer Kinder ausübte, die ihr bis ans Ende die innigste Liebe bezeigten. Sie erzog ihre Söhne etwas strenger als es sonst Sache der jüdischen Mutter zu sein pflegt, wohl zum Gegengewicht gegen die Nachgiebigkeit des vielbeschäftigten Vaters.

Mehr Strenge den Kindern gegenüber thäte auch den heutigen jüdischen Müttern not. Ich kenne eine edle Greisin — vortreffliche Mutter und Großmutter, die nur in der Liebe zu den Ihrigen lebt und webt; aber wie rauh und rücksichtslos tritt das ihr zur Erziehung anvertraute, sonst gutgeartete Enkelkind entgegen! Wer hat den Knaben gelehrt, so unsanft mit dem Alter umzugehen? Denn jüdische Sitte ist es nicht; jüdische Sitte lehrt auf der einen Seite die größte Hingebung, auf der anderen Seite die innigste Ehrfurcht.

Heine sagt von der Mutter seines Freundes: „Kein Tag vergeht, ohne daß sie einem Armen geholfen hätte. Ja, es scheint, als könne sie nicht ruhig zu Bette gehen, bevor sie nicht eine edle That vollbracht. Dabei spendet sie ihre Gaben an Bekenner aller Religionsgenossenschaften, an Juden, Christen, Türken, und sogar Ungläubige der schlechtesten Sorte. Sie ist unermüdet im Wohlthun und scheint dies als ihren höchsten Lebensberuf anzusehen“.

Die also Geschilderte war die Mutter Meyerbeers. Ein Zug charakterisiert die typische Herzensinnigkeit und Gottesfurcht dieser jüdischen Mutter überzeugender als alles andere. Als Meyerbeers „Robert der Teufel“ in Paris unter stürmischem Beifall zum ersten Male gegeben wurde, überreichte man dem erregten Komponisten einen Brief seiner Mutter; er riß ihn heftig auf und fand die folgenden Worte: (4. B. M. 6, 24—26).

Der Ewige segne Dich und behüte Dich,
Der Ewige lasse sein Antlitz Dir leuchten
Und sei Dir gnädig.
Der Ewige wende sein Antlitz Dir zu
Und gebe Dir Frieden.

Deine Mutter.

*) „An meine Mutter“, „Nachtgedanken“ u. s. w. in H. Heine's „sämtlichen Werken“.

Hier und dort.

B. **Berlin**, 17. August. Der Besuch der jüdischen Lesehalle hat, seitdem sie sich in ihrem neuen Heim (in der Spandauerstraße) befindet, sich ständig gehoben; auch die Zahl der Abonnenten, welche die Bibliothek benutzen, ist in erfreulicher Weise gestiegen. Im dem Vierteljahr vom 1. April bis zum 1. Juli wurde die Lesehalle im Durchschnitt von 300 Personen pro Woche besucht, und zwar kamen am Freitag, Sabbat und Sonntag je 50—70, an den anderen Tagen 30—40 Leser. Der Gesamtbesuch belief sich also in diesem Quartal auf ca. 4000 Personen. Die Bibliothek hat 118 Abonnenten und am 1. Juli waren 247 Bände ausgeliehen. Uebrigens steigt die Benutzung der Bücher von Tag zu Tag. Die jüdische Lesehalle hat, das beweist der starke Besuch, einem thatsächlich vorhandenen Bedürfnisse abgeholfen, so daß man hoffen darf, daß sie die genügende Unterstützung finden werde, damit sie ihren wichtigen Aufgaben allezeit gerecht werden könne.

* **Berlin**, 17. August. Aus Anlaß eines in der Voss. Ztg. reproduzierten Vortrages, über Wortaberglauben, den Freiherr von Andrian-Werburg aus Wien auf dem deutschen Anthropologen-Kongreß in Speyer gehalten, schreibt Herr Dr. Rosenthal-Mannheim dem gen. Blatte: „In dem Vortrag befindet sich hinsichtlich der Doppelnamen der Juden ein Irrtum. Die Juden — wenigstens ein großer Bruchteil der heutigen Generation — haben wohl zwei Eigennamen, von denen aber der eine ebensowenig ein Geheimname ist wie der

andere. Es ist pietätvolle Sitte, daß die jüdischen Kinder nach einem verstorbenen Mitglied der Familie genannt werden, das dann in ihnen gewissermaßen weiterlebt; das sind ausschließlich „jüdische" Eigennamen, meist biblischen Ursprungs; denn noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts und weiter fiel es keinem Juden ein, einen anderen Namen zu geben oder zu tragen. Warum es nun heutzutage schon von der Schulbank an etwas mißlich ist, bei jeder Gelegenheit als Abraham, Moses u. s. w. zu figurieren, bedarf keiner näheren Erläuterung; so hat sich in den letzten Jahrzehnten vielfach der Brauch herausgebildet, den Kindern neben dem „jüdischen" noch einen „deutschen" Eigennamen beizulegen, der an jenen anklingt (z. B. Abraham-Adolf, Mose-Max), was aber durchaus nicht in allen Fällen geschieht. Von einem Aberglauben kann hier nicht die Rede sein — eher von einem Akt der Selbsthilfe. Daß bei Anlässen irgend welcher religiösen Natur der „jüdische" Eigenname, dagegen im bürgerlichen Leben der „deutsche" zur Anwendung kommt, erklärt sich aus der Natur der Sache. In vielen Gegenden werden sie beide standesamtlich registriert." — Ein hiesiges gegnerisches Blatt erblickt hierin das Zugeständnis, daß die Juden — einen Staat im Staate bilden. Dabei ist es am Tage jetzt gar nicht mehr heiß!

* **Berlin**, 18. August. Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Angesichts des jüdischen Neujahrsfestes erscheint es geboten, öffentlich den widerwärtigen, geradezu religionsschänderischen Unfug zu brandmarken, den in jedem Jahre Juden durch Anfertigung und Feilbietung gewisser Neujahrswünsche in Form von Wechseln, Postanweisungen, Lotterielosen u. s. w. verüben. Welche Meinung mögen wohl die christlichen Mitbürger über unser hochheiliges Fest sich bilden, wenn ihnen immer wieder mit Bezug darauf solche Erzeugnisse niedriger Denkungsart in den Schaufenstern entgegentreten? Kein anständiger Jude darf derartige Neujahrswünsche kaufen und versenden, keiner sie annehmen. Den Rabbinern aber liegt allerorten die Pflicht ob, gegen dieses Treiben auf das entschiedenste Verwahrung einzulegen und nicht zu ruhen, bis der Schandfleck getilgt ist. „Ihr sollt meinen heiligen Namen nicht entweihen, sondern geheiligt will ich sein inmitten der Kinder Israels."

* **Berlin**, 18. August. Ueber den Zickzackkurs in Rußland haben wir oft zu berichten Gelegenheit gehabt. Nach den erfreulichen Mitteilungen in den letzten Nrn. nehmen wir von einer Nachricht Notiz, die ein auswärtiges Blatt aus dem Zarenlande erhalten haben will, damit nicht plötzlich mit dem Schaukelsystem gebrochen werde. Es verlautet, daß gemäß einer Bestimmung Alexanders III. die Kaiserin-Wittwe noch fünf Jahre lang alle Regierungsgeschäfte im Sinne ihres verstorbenen Gemahls zu führen habe und dann erst der junge Kaiser seine Dispositionsfähigkeit erhalte. Danach sei für unsere Brüder in Rußland die Hoffnung auf Besserung ihrer Lage auf längere Zeit hinausgerückt. Hoffen wir, daß dieses Gerücht sich nicht bestätigt.

* **Berlin**, 17. August. Seit Erlaß des Gesetzes vom 7. Juli 1891 sind in Preußen 2828 Rentengüter in evangelischer, 2182 in katholischer und sechs in israelitischer Hand begründet worden.

r. **Mk. Friedland**, 17. August. Der jüdische Kaufmann Julius Kraft ist hier jahrelang Stadtverordneter und der langjährige Synagogen-Vorsteher und Beigeordnete Isaak Gottschalk seit dem 1. April d. J. bis zur Bestätigung des nächstens zu wählenden Bürgermeisters Polizeiverwalter, Bürgermeister, Standesbeamter und Präses der Schuldeputation in einer Person. — In der israelitischen Schulklasse hierselbst ist der Unterricht, welcher nach den Ferien seinen Anfang am 3. August d. J. nehmen sollte, bis auf weiteres ausgesetzt, da eine Tochter des Lehrers am Scharlach erkrankt ist.

r. **Breslau**, 17. August. In unserer Gemeinde, von der man draußen keinen Hauch verspürt, herrscht seit kurzem einige Erregung. Wir haben, wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, seit etwa vier Jahren einen Sänger des hiesigen Stadttheaters als ersten Kantor an der neuen Synagoge. Er ist auf den Wunsch der überwiegenden Mehrzahl der Gemeindemitglieder gewählt worden und entzückt noch heute durch seinen warmen Vortrag und seine seltene Tenorstimme alle Zuhörer. Aber gern hören und gern zahlen, das sind zwei verschiedene Dinge in Breslau. Der Kantor, Steifmann mit seinem bürgerlichen, Cerini mit dem Künstlernamen, war um eine Gehaltserhöhung von Mk. 1000 eingekommen, da die Erträge des Amtes nicht seinen Erwartungen entsprächen. Um dem Gesuch Nachdruck zu geben, brachte die „Bresl. Ztg." eine Notiz, nach welcher Herr Cerini einen Ruf an die Oper in Dresden erhalten habe und diesem Rufe folgen werde, wenn sein Gehalt nicht erhöht würde. In Vorstandskreisen war man ob dieses Zusammentreffens des Gesuches und der Notiz verstimmt, raisonnierte wacker über den Kantor, votierte gleichwohl die geforderte Gehaltserhöhung. Allein der Vorstand denkt und das Repräsentantenkollegium lenkt. Dieses weigerte in seiner jüngsten Sitzung dem Vorstandsbeschlusse seine Zustimmung, so daß man befürchtet, daß der Kantor die erste Gelegenheit benutzen werde, um sein Amt zu quittieren, und darob Erregung in unserer sonst so stillen Gemeinde, von der man draußen keinen Hauch verspürt.

* **Köln**, August. Ein halbes Jahrhundert im Dienste der Jugenderziehung zu wirken, ist von der Vorsehung nur wenig Auserwählten vergönnt und gar erst bei jüdischen Beamten in mittleren und kleineren Gemeinden gehören solche Fälle zu den größten Seltenheiten. Unter den mehr als 300 jüdischen Lehrern in Rheinland und Westfalen sind kaum 6 bekannt, die diesen hohen Ehrentag erlebt haben. Einzig aber dürfte es in den Annalen der jüdischen Beamtenwelt dastehen, daß drei derselben an ein und demselben Tage auf ein halbes Jahrhundert segensreicher Wirksamkeit zurückblicken können. Wie wir bereits an früherer Stelle berichteten, haben die Herren Spier-Bocholt, Goldstein-Grevenbroich und Eckstein-Elsdorf am 6. und 7. August des Jahres 1846 ihre Lehrerprüfung in Münster bestanden. Am 50jährigen Gedenktage wollten die drei Jubilare in Oberhausen sich zusammenfinden, um einige Stunden in stillen gemütlichen Erinnerungen zu leben. Nicht wenig überrascht waren sie jedoch, als sie bei ihrer Ankunft von dem ganzen Vorstande des Lehrervereins von Westfalen und Rheinland empfangen wurden. Von dem stillen Zusammentreffen konnte nun nicht mehr die Rede sein. Herr Lehrer Block führte zu dem gemeinschaftlichen Male, welches seine

junge Frau geschmackvoll und gut hergerichtet hatte. Während desselben überreichte der Vorsitzende mit einer herzlichen Ansprache jedem der Gefeierten ein sinniges Gedenkblatt, ein Meisterstück der Kalligraphie. Bei Reden ernsten und heiteren Inhalts flossen die Stunden nur zu schnell dahin, und der nahende Abend gemahnte zur Heimkehr. Möge der Lebensabend dieser in schwerer Arbeit ergrauten Jugenderzieher ein glücklicher sein, das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und die Anhänglichkeit vieler dankbarer Schüler muß ihnen der schönste Lohn bleiben. — Die kleine Filialgemeinde Elsdorf wollte im engeren Kreise am vorigen Sabbat ihren alten Lehrer Eckstein zu seinem vor 50 Jahren abgelegten Lehrerexamen als Jubilar ehren. Die Synagoge war in sinniger Weise geschmückt, nur fehlte ein Redner, der die seltene Feier etwas beleuchtet hätte. Der Jubilar, zu ergriffen, eine längere Ansprache zu halten, redete kurz über 5. B. M. 8, 2: „Gedenke des ganzen Weges, den Gott der Allmächtige dich (50) Jahre in der Wüste geführt." Das Leben sei auch der Gang durch eine Wüste mit vielen Widerwärtigkeiten, doch fehle es auch nicht an Oasen u. s. w. Die Gemeinde begleitete den Jubilar — eine Musikkapelle an der Spitze — nach seinem Hause, voran die Schuljugend, dann folgten die Männer und Frauen. Die Tochter des Herrn Vorstehers überreichte mit einem sinnigen Spruche den goldenen Ehrenkranz, dann wurde dem Jubilar ein kostbarer Pokal mit Widmung übergeben. Die Jugend feierte noch besonders, immer ihren Lehrer in der Mitte, den Nachmittag durch ein Tänzchen, das sie bis zum Abend zusammenhielt. Der Jubilar wurde auch durch Glückwünsche von den Bürgern Elsdorfs geehrt, viele telegraphische Depeschen gingen ihm zu. Besonders freute ihn eine solche von der israelitischen Gemeinde Euskirchen, die seine segensreiche Wirksamkeit in Euskirchen in den Jahren 1849—1853 anerkannte. Lobend muß anerkannt werden, daß in erster Reihe Herrn Vorsteher Martin Simon in Berrendorf das wohlgelungene Fest zu danken ist, das die ganze jüdische Gemeinde selbst ehrt. J. G.-Bl.

⊙ **Frankfurt a. M.**, 17. August. Im dichtgefüllten Gotteshause der „Adaß Jeschurun" hat Herr Dr. Breuer am letzten Sabbat seine Abschiedsrede gehalten, da er im Laufe dieser Woche nach Wien übersiedelt.

Z. **Bremen**, 17. August. Das Ereignis, daß ein Ehepaar seine silberne Hochzeit feiert, ist nicht so selten, daß jedesmal in den Zeitungen darüber berichtet werde. Wenn ich aber von einer solchen hier stattgehabten Feier berichte, so ist es nicht die Feier an sich, die ich hervorheben will, sondern die dabei sprechenden Nebenumstände, die mir geeignet scheinen, in einer jüdischen Zeitschrift ein bescheidenes Plätzchen zu beanspruchen. Herr Josef Fischbein, der vom Norddeutschen Lloyd für die jüdischen Auswanderer-Agenten angestellt ist, feierte das Fest der silbernen Hochzeit. Dieses Fest verlief in solenner Weise. Herr Fischbein hat sich seit Jahren um die jüdischen Auswanderer sehr verdient gemacht. Sein Werk war es, daß schon vor 10 Jahren als einige hundert Glaubensgenossen auswanderten eine rituelle Küche auf den Dampfern eingerichtet wurde. Aehnliche Vergünstigungen hat er mehreremal für seine Glaubensgenossen beim Norddeutschen Lloyd erwirkt. In Anerkennung dessen, sowie in Würdigung seiner sonstigen Verdienste hat Herr Rabbiner Dr. Rosenack in seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprache den Jubilar gebührend gefeiert.

⚒ **München**, 18. August. Die Wiener Antisemiten Lueger und Schneider haben jüngst einen Einbruch in München unternommen, der wie üblich mit einer großartigen Keilerei geendet hat. Die illustren Gäste wurden auf dem Ostbahnhofe von Deputierten der hiesigen Reformpartei und anderen antisemitischen Vertretern empfangen. Ehrendamen überreichten Bouquets. Die im Münchener Kindl-Keller einberufene Volksversammlung war von etwa 5000 Personen besucht und nahm einen stürmischen Verlauf. Jeder Zwischenrufer wurde schonungslos hinausgeworfen. Erst Dr. Lueger gelang es während seines Vortrages, die Ruhe wieder herzustellen. Er sowohl wie Schneider wiederholten die bekannten Vorwürfe, daß die Juden allein für das Niedergehen von Handel und Wandel verantwortlich zu machen seien. Nach Schluß der Versammlung entstand eine regelrechte Schlägerei unter den gegnerischen Parteien, wobei Stockhiebe nur so herniedersausten und die Maßkrüge als Wurfgeschosse dienten. — Heil!

r. **Von der Elbe**, 9. August. Der badische Gemeindetag hat in seiner ordentlichen Versammlung für den jüdischen Lehrer ein Einkommen von 700 Mark jährlich als ausreichend festgesetzt und damit ist die Lehrerkarrière besiegelt. Ein Stand, der mit dem Hausknecht auf gleiche Stufe gestellt wird, kann nur noch durch einmütiges, wenn auch rücksichtsloses Vorgehen sein Los verbessern. Man vergesse hierbei nicht, daß der jüdische Lehrer namentlich in Preußen hauptsächlich Geistlicher ist und als Jude unter Umständen noch einmal soviel braucht wie sein christlicher Amtsbruder, weil die jüd. Lebensweise erheblich teurer ist. Nehmen wir die hiesige Lebensweise als Muster an: Ich zahle für ein Pfund Fleisch 85, mein christlicher Amtsbruder 40 Pfg. Dafür steigt des letzteren Gehalt bis 3600 Mk., während das meinige immer geringer wird und wenn ich Zulage verlange, so will man mir kündigen. Also, feiere Triumphe, mein Judentum (cfr. das Gedicht in der heut. Nr. Red.).

B. **Wien**, 15. August. Wie nachträglich bekannt wird, hat der liberale Abg. Fournier in seiner Rede vor seinen Wählern auch folgenden Satz vorgebracht: „Das Eintreten für das Grundgesetz des Staates würde uns wesentlich erleichtert werden, wenn die vielen wohlgesinnten und ehrenwerten Angehörigen des Judentums unter ihren Volksgenossen dahin wirken wollten, daß die Steine des Anstoßes beseitigt würden, die zumeist auf wirtschaftlichem Gebiete liegen und die ein durch die Verhältnisse von Jahrhunderten großgezogener, rücksichtsloser Erwerbstrieb, der oft die Grenzen geschäftsmännischer Sittlichkeit überschreitet, immer aufs neue anhäuft." Veranlaßt durch diese Aeußerung des Abg. Fournier, geht der „N. Fr. Pr." ein offenes Schreiben des Ausschusses des Zentralvereins zur Pflege jüdischer Angelegenheiten in Prag zu, in welchem der Verein auf das entschiedenste gegen diese grundlosen Insinuationen protestiert und gegenüber dem Abg. Fournier folgendes ausführt: „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in allen Bevölkerungsschichten, sie mögen der einen oder der andern Konfession angehören, Elemente bestehen, welche in ihren Berufszweigen sich nicht von den lautersten Motiven

leiten lassen. Solche Elemente finden sich aber bei Deutschen und Czechen, bei Juden und Christen ohne Unterschied, und keiner unserer unparteiischen und vorurteilsfreien Mitbürger wird sich deshalb zur tendenziösen Behauptung herbeilassen, daß in der einen oder der andern Bevölkerungsklasse der unmoralische Erwerb eine Eigentümlichkeit derselben bilde, ein verwerfliches Schlagwort, mit dem die Antisemiten die weiten Volksschichten für ihre Agitation dienstbar machen und bekanntlich für ihre Parteizwecke zu gewinnen und beherrschen suchen. Was aber Ihre Bemerkung anbelangt, daß die wohlgesirnten und ehrenhaften Angehörigen des Judentums auf die Hebung des moralischen Zustandes ihrer Glaubensgenossen bedacht sein sollen, so ist es abermals nur Unkenntnis der Verhältnisse, wenn Sie, geehrter Herr Professor, diese Ansicht aufstellen. In letzterer Hinsicht ist es uns geradezu unerklärlich, welche Einflußnahme nach Ihrer Ansicht noch möglich wäre. Wissenschaft und Praxis kennen zur Hebung der Moral der niederen Volksklassen zwei Mittel: Linderung der materiellen Not und Unterricht. Daß in diesen zwei Richtungen von jüdischer Seite weniger geleistet werde als von christlicher, hat der verbissenste Antisemit bisher nicht behauptet, und eine andere Einflußnahme der wohlgesinnten und ehrenhaften Juden auf ihre Glaubensgenossen ist in größerem Maßstabe nicht durchführbar. Ein wahrhaft liberal gesinnter Mann kann also die wohlgesinnten und ehrenhaften Angehörigen des Judentums, welche durch Wohlthätigkeit, Förderung des Unterrichtes, Unterstützung des Handwerks u. dgl. m. nach besten Kräften für ihre Glaubensgenossen wirken, nicht für das Entstehen und Weiterverbreiten des Antisemitismus verantwortlich machen und kann auch sein Verhalten gegenüber dieser Schande unseres Jahrhunderts nicht davon abhängig machen, daß die wohlgesinnten und ehrenhaften Juden eine moralische Garantie übernehmen, vor welcher der wohlgesinnteste und ehrenhafteste Christ wegen Unmöglichkeit der Erfüllung zurückschrecken müßte.

B. **Wien**, 14. August. Vor kurzem wurde Frau Chomet auf Empfehlung ihres Hausarztes im Rudolfs-Spital mit einem schweren Frauenleiden aufgenommen, und als sie an diesem und am nächsten Tage zusah, wie alle Patientinnen Kaffee erhielten und sie übergangen wurde, fragte sie die Krankenpflegerin, warum denn ihr allein nichts verabreicht wird; diese Menschenfreundin gab ihr den Rat, sich in nächster Nähe die nötigen Ingredienzien zu verschaffen und sich in der Küche einen Kaffee zu brauen. Mehrere Tage erhielt diese arme Frau weder irgendwelche Nahrung, noch ärztliche Visite, infolgedessen erschien ihr Mann in der Ausnahmskanzlei, um seine Frau abzuschreiben. Befragt was ihn dazu veranlaßt, beschwerte er sich über die Ignorierung seiner Frau und bekam vom diensthabenden Arzte Liebenswürdigkeiten wie: „Jüdische Bagage, verdammtes Judengesindel, freches Judenvolk“ u. dgl. zu hören. Zum Schlusse wurde dem armen Manne der Auftrag erteilt, künftighin das Rothschildspital aufzusuchen und nicht dorthin zu gehen, wo man ihn nicht braucht. — Die Rudolfstiftung wurde von unserem Kaiser anläßlich der Geburt eines Prinzen zum Wohle der Leidenden ohne Unterschied der Konfession gestiftet. Unsere Glaubensgenossen waren bestrebt, durch Ankauf einer großen Zahl von Rudolfslosen dieses Werk der Humanität zu fördern. Die antisemitische Seuche hat aber bewirkt, daß diejenigen, die als Helfer und Beschützer für die Aermsten der Armen gelten sollen, nun ihr Menschentum verleugnen. — Im letzten Vereinsjahre wurde in der jüdisch-akademischen Lesehalle eine stattliche Anzahl von Vorträgen gehalten. Bei dieser Gelegenheit erwiesen sich die Lokalitäten des Vereins als durchaus unzulänglich. Daher haben zahlreiche Gönner des Vereins denselben in den Stand gesetzt, ein entsprechend großes Lokal, welches mit dem heutigen Tage seiner Bestimmung übergeben wird, zu mieten. Dasselbe befindet sich Porzellangasse 45. — Aus Karlsbad wird einem hiesigen Blatte geschrieben: Heute war ich Augenzeuge, wie ein dicker geistlicher Herr einen Wachmann herbeirief und auf einen kleinen kranken Judenknaben hinwies —: „Schaffen Sie den da fort, er steht im Wege. Uebrigens sollte die Badeverwaltung alle diese mit Kaftan und hängenden Locken auf einem anderem Wege verhalten, daß sie einem nicht fortwährend unter die Augen kommen.“ Der Wachmann antwortete: „Wir sind hier in einem Weltkurorte, und da kann jeder gehen, wo und wie es ihm beliebt. Ueber Ihre Toilette, Hochwürden, hat sich auch noch niemand aufgehalten“. Eine Dame, die dies auch anhörte, ging auf den Wachmann zu und drückte ihm eine Belohnung in die Hand. — Ein 76jähriger Kantor, der noch bei voller Kraft ist, und durch seine schöne, ergreifende Stimme sowohl Andacht, als auch Bewunderung hervorzurufen imstande ist, gehört wohl nicht zu den alltäglichen Erscheinungen. Ein Leser unseres Blattes macht uns auf diesen Mann aufmerksam, indem er bemerkt, das eine solche phänomenale Erscheinung auch das Interesse weiterer Kreise erregen werde. Es ist dies der Kantor der Bisenzer Gemeinde, der seit vielen Dezennien mit ungeschwächter Kraft in seinem Berufe wirkt.

✤ **Lemberg**, im August. Die Familie des hochgeachteten Gelehrten Herrn Salomon Buber und mit ihr unsere jüdische Gesamtgemeinde hat einen schweren Schlag erlitten. Herr Max Buber, der ältere seiner beiden Söhne, ein im besten Mannesalter stehender blühender Mann, fiel vor zwei Tagen dem Tode anheim. Ein unglücklicher Absturz von seinem Wagen auf freiem Felde hat nach einer schweren Operation den raschen Tod dieses lebensfrohen Mannes herbeigeführt. Das traurige Ereignis versetzte fast die ganze Stadt in Trauer, kein Auge blieb trocken bei der Nachricht von dem eingetretenen Unglücksfalle. Der früh Heimgegangene war ein strebsamer, streng solider Kaufmann, sowie ein aufrichtig ehrlicher Charakter, ein Menschenfreund und treuer Jude. Die Teilnahme am Leichenbegängnisse war eine überaus große.

— **Neuwied**, 14. August. Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Fürstenpaares zu Neuwied und der infolgedessen ergangenen Einladungen an die Notabeln der Stadt, wurde Herr Lehrer und Prediger Ransenberg gleich den christlichen Geistlichen zu einem „Café dansant“ bei dem Fürstenpaare und zu einem „Café“ bei der Fürstin Mutter eingeladen.

⚒ **Petersburg**, 14. August. Einem hiesigen Blatte wird berichtet: In Kutais bildet das Tagesgespräch die Aussiedlung von 190 jüdischen Familien aus der Stadt in einen der Vororte. Den Grund zu dieser Maßregel giebt der schnelle Zuwachs der jüdischen Bevölkerung im Ghetto und die infolgedessen in diesem Quartal verschlechterten hygienischen und

sanitären Verhältnisse. Die Aussiedelungsfrage wurde bereits im Jahre 1890 angeregt, die hierzu eingesetzte Kommission beendete ihre Arbeiten aber erst in diesem Jahre und am 1. Juli wurde der Beschluß dieser Kommission publiziert. Die Kutaiser Judenschaft beabsichtigt bei höheren Instanzen um die Aufhebung dieser für sie empfindlichen Verfügung einzukommen.

* **Bagdad**, Ende Juli. Die hiesige Mädchenschule, welche im verflossenen Jahre von der Alliance Israélite gegründet wurde und von dieser, wie auch von der Anglo Jewish Association erhalten wird, erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Der Generalgouverneur hat selbst seine beiden Töchter als Schülerinnen in die Anstalt eintreten lassen.

D. **New York**, 6. August. Beim Bau des neuen Tempels der Gemeinde Sheerith Israel werden ein paar riesige Mühlsteine einer alten holländischen Mühle als Pflastersteine Verwendung finden. An dieselben knüpft sich eine interessante historische Reminiszenz. Diese Mühlsteine sollten nämlich schon seit 1682, als die ersten portugiesisch-jüdischen Flüchtlinge sich hier nach einem Bethause umsahen, welches sie auch in Süd William Straße fanden, sich dort, wo früher eine Mühle stand, vorgefunden haben. Seit 1835 in Vergessenheit geraten, wurden diese Steine kürzlich von N. Taylor Phillips an ihrem alten Standort in Süd William Straße aufgefunden. Sie haben Feuer, Umbauten und Zerstörungswut unseres Zeitalters überdauert und fanden sich noch als Pflastersteine der Yard vor. Die Gemeinde brachte dieselbe an sich und will diesen historischen Reliquien nun einen geeigneten Platz in der neuen Synagoge anweisen. — Marie Melanie Simkins von Staten Island ist heute Mittag in der City Hall Oberst Eugene H. Levy angetraut worden. Es ist dies eine romantische Heirat. Denn Frl. Simkins war vor kurzem noch eine Katholikin. Sie zog den Frieden ihres Herzens dem ihres Glaubens vor, und trat in die Religionsgemeinde ihres Gatten über. Frl. Simkins war Schullehrerin und nahm den ganzen Sommer über im Hause des Rabbi A. H. Geismann in Brooklyn Religions-Unterricht. Oberst Levy ist Vater von neun Kindern; einer seiner Söhne, Clifton Levy, ist Rabbiner in Baltimore.

— Vakanzen. Lissa i. P.: Zum 1. 1. 97 mus. geb. 1. K. u. Sch. (erwünscht Kore, Tokea, Mohel) Fix. 2100 Mk. u. Nbk. — Bärwalde (Pom.): Sof. Rl. K. Sch. Fix. 1200, Nbk. 100—150 Mk. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew. — Schokken: Bald K. Sch. Fix. 1000 Mk. u. Nbk. (ca. 300 Mk. wenn Bew. gepr. Rl.). — Marienburg (Westpr.): Sof. od. 1. 10. sem. geb. Rl. K. Sch. (auch Pred.) Fix. 2000, für R.-U. am Gymn. bish. 150 Mk. Reisek. d. G. — Hillesheim (Rheinhess.): Sof. unverh. Rl. K. Fix. 600 Mk., Nbk., fr. W. u. Heiz. Meld. an Moritz Hirsch. — Auerbach (Hess.): Unverh. Rl. K. Sch. Fix. 600, Nbk. ca. 400 Mk. u. fr. W. Meld. an Jonas Bendheim. — Großsteinheim (Hessen): Sof. od. sp. Rl. K. Sch. Fix. 800, Nbk. ca. 800, für R.-U. in Nachbargem. 100, für Chorleit. 100 Mk. Reisek. d. Gew. Meld. an S. Schönmann. — Niederhagenthal bei St. Ludwig (Elsaß): Zum 1. 10. K. Sch. Meld. an Max Levy.

Aus dem Leserkreise.

* Verehrliche Redaktion! Gewähren Sie gütigst folgenden Bemerkungen zu den in Nr. 31 Ihres gesch. Blattes veröffentlichten Ausführungen des Vorstandes des Vereins der jüd. Lehrer in Rheinland und Westfalen einigen Raum. — An der am 12. Juli in Düsseldorf stattgehabten Bezirkskonferenz nahmen nicht 7, sondern 8 Mitglieder teil. (Herr Nußbaum-Duisburg war im Verlaufe der Versammlung, vor der Abstimmung, dem Vereine beigetreten.) — Bei der Abstimmung über die gegen den Vorstand gerichtete Resolution ergab sich nur eine Stimme gegen dieselbe. Die Stimme des Herrn Kollegen Sulmann darf nicht mitgezählt werden, da derselbe Mitglied des Vorstandes und deshalb Partei ist. Wäre die Versammlung stärker besucht gewesen, so würde das Ergebnis der Abstimmung sich zu einer nur um so schärferen Verurteilung des Vorstandsbeschlusses gestaltet haben. Ich bin im Besitz von Schreiben verschiedener der Konferenz ferngebliebener Mitglieden, die sich sämtlich im Sinne der Resolution äußern. Die Maßnahme des Vorstandes, eine Unterstützung, die nach dem Sinne zweier beschlußfassender Generalversammlungen gleichsam à fonds perdu bewilligt ist, ohne die Ermächtigung seitens einer Vereinsversammlung in ein Darlehen umzuwandeln, ist und bleibt eine Eigenmächtigkeit des Vorstandes, auch wenn diese Wahrheit nur von Fünfen ausgesprochen wird! Indem der Vorstand pater peccavi sagte und endlich auf den „Schuldschein" verzichtete, hat er den Beweis für die Berechtigung dieses Vorwurfs gegeben. — Wenn übrigens eine auch nur schwach besuchte Bezirks-Konferenz sich gestattet, die Maßnahmen des Vereinsvorstandes zu kritisieren und diese Kritik zu veröffentlichen, so übt sie ihr unzweifelhaftes Recht aus. Anstatt dieses in Frage zu stellen und den Eindruck der Resolution durch Hinweis auf die geringe Beteiligung an der Konferenz zu schwächen zu versuchen, hätte der Vorstand besser gethan, durch thatsächliche Beweise vom Gegenteil die ihm unangenehme Kritik zu entkräften.

M. Abraham-Kettwig.

* Geehrter Herr Redakteur! Die Notiz in Ihrem Blatte vom 7. d. M., die Ferienkolonie in Polzin betreffend, veranlaßt mich, Ihnen zur thatsächlichen Berichtigung folgendes mitzuteilen: Die Ferienkolonie in Polzin wird nicht von dem allgemeinen Komitee der Berliner Ferienkolonien ausgerüstet, sondern dieselbe ist eine Schöpfung der Berliner Logen des Odd-Fellow-Ordens. Den Tendenzen des Ordens gemäß soll es in demselben keine Standes- und Religions-Unterschiede geben. Die Odd-Fellow-Ferienkolonie in Polzin besteht aus Kindern aller Konfessionen. Die jüdischen Eltern, die ihre Kinder der Leitung der Odd-Fellow-Ferienkolonie anvertrauen, wissen als Mitglieder des Ordens, daß sie auf eine rituelle Verpflegung nicht Anspruch erheben dürfen. Eine getrennte Verpflegung der Kinder würde, abgesehen von dem Kostenpunkte, den Tendenzen des Ordens widersprechen und, was gerade die Ferienkolonie verhütet wissen möchte, eine Kluft zwischen den christlichen und jüdischen Kindern hervorrufen.

Hochachtungsvollst und ergebenst

Berlin, 18. August 1896. Julius Löwenstein.

Blücherstr. 51 III.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.